Nr. 4. Monatlich vier Nummern. Berlin, 16. Januar 1871. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. XVII. Jahrgang.

Inhalt: **Malmaison** (mit Illustration). — **Der Stern des Ostens.** Novelle von Karl Frenzel. (Fortsetzung.) — **Der Pelz,** von Jeanne Marie von Gayette-Georgens. (Fortsetzung.) — **Die arme Sängerin.** — **Kaiser und Könige Europa's** (mit Illustration). — **Ein Besuch bei Alexander Dumas,** von Gustav Rasch. — **Bosco's Tod.** — **Gute Küche.** — **Wie gelebt, so entschwebt.** — **Damenlatein.** — **Auflösungen** des **Rebus** und **Räthsels** Seite 20. — **Schach-Aufgabe.** — **Correspondenz.**

Malmaison.

Man hat oft behauptet, daß der Name einer Person ihren Charakter beeinflusse, daß demnach alle Richarde ritterlich, alle Wilhelme bieder, alle Marien fromm, und alle Katharinen herrschsüchtig seien, wohl verstanden: mit den üblichen Ausnahmen. Wenn diese Regel auch auf die Ortsnamen Anwendung fände, so würde sich über die meisten kleineren Orte Frankreichs ein Heiligenschein breiten, denn wohl ein Dritttheil derselben ist nach Heiligen benannt. Wir wollen nicht untersuchen, wie es hier mit der Bestätigung der obigen Regel steht, sondern nur bei einem örtlichen Beispiel des nomen-omen stehen bleiben, einer der anziehendsten historischen Stätten zugleich, an welcher sich beinahe nur Tragödien abgespielt haben, und auch heute wieder eine spielt — und zwar wie es scheint bereits mit dem letzten Akt. Malmaison, in welchem nie wie in St. Cloud der Kaiserglanz geblendet hat, wird wahrscheinlich das Schicksal theilen, welches die Rache einer aufgeregten Nation jenem bereitet hat. Mit dem Gefühle, daß „die Stätte, die ein guter Mensch betrat, geweihet ist für alle Zeiten", haben wir noch vor wenigen Tagen*) das Unglückshaus, in welchem die Freude so selten Einkehr gehalten, besucht, ehe die pietätlosen Granaten des Mont-Valérien es völlig zerstört, und wollen die Erinnerungen, die uns in demselben umschwebten, die Geschichten, welche sich der Park erzählt, noch einmal kurz zu sammeln suchen.

Malmaison erhielt den Namen mala domus, das böse Haus, weil daselbst in den normannischen Zeiten ein Raubritter Odon hauste, der Schrecken der Umgegend weit und breit. Auf einem höheren Punkte hatte er sich eine Burg und Warte errichtet, von welcher er die Pilger und Kaufleute erspähete, wenn sie schätzebeladen nach der Hauptstadt zogen, fest genug, um selbst die kleinen Belagerungen auszuhalten, zu denen von Zeit zu Zeit die geplünderten Ortschaften heranzogen. Noch nachdem Odon auf einem zweirädrigen Karren seinen letzten Gang gethan, behielt das „böse Haus" seinen Namen; Odon spukte dort des Nachts mit seiner Tafelrunde, und der Wanderer, der auf weitem Umwege daran vorbei zog, schlug, wenn er es von fern erblickte, andächtig sein Kreuz. Erst nachdem die frommen Väter von Saint-Denis das blutgetünchte Gemäuer mit Weihwasser besprengt und sich daselbst niedergelassen hatten, hörte in jener Gegend die Spukerei, wenn auch nicht die Räuberei, für immer auf. Für letztere waren die sumpfigen, mit Dickichten bedeckten Ufer der sich hin- und herschlängelnden Seine gar zu verführerisch, und so frech bildete sich das freie Handwerk der Ritter ohne Gewerbeschein daselbst aus, daß sie sich nicht einmal genirten, dem tapfern Connetabel Duguesclin, als er im Jahre 1369 zu König Carl V. nach Saint-Germain zog, bei Malmaison seine ganze Bagage — wie der Kriegsausdruck sagt — abzuknöpfen. Als darauf der tapfere Ritter dem Könige klagte, daß man ihn eine halbe Stunde von dessen Sommerresidenz (Carl V hatte das abgebrannte Schloß von Saint-Germain damals neu aufgebaut) rein ausgeplündert, und um die Erlaubniß bat, die Gegend von diesem Gewürm reinigen zu dürfen, antwortete ihm der König mit boshaftem Lächeln, er möge nur sein Heer von dannen führen, und die Reinigung würde vollbracht sein. Dieses tapfere Heer nämlich stand im Geruche, schlimmer, als die beutegierigsten Räuber zu sein.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam das „böse Haus" in den Besitz Richelieu's, welcher damals im Schlosse des nahegelegenen Ruel residirte. Der allmächtige Cardinal mochte sich nicht immer ganz fest im Sattel fühlen, denn er hielt es für gut, eine starke Leibgarde in seiner Nähe zu haben, welcher er das neu ausgebauete Malmaison zur Wohnung und Kaserne anwies. Es war dies die Garde, welche nach dem Tode Richelieu's unter dem Namen der „grauen Musketiere" fortbestand. Als später die Ideen von dem merkwürdigen Geheimsecretär Richelieu's, dem Pater Joseph, welchen man mit Recht den ersten Sansculotten genannt hat, im französischen Volke Wurzeln geschlagen, und die Revolution ausgebrochen war, wurde Malmaison als Staatseigenthum eingezogen und beim öffentlichen Verkaufe von dem Banquier Lecoulteux de Canteleu erstanden. Von diesem, welcher inzwischen Senator der Republik geworden war, kaufte es im Jahre 1798 die Gemahlin des ersten Consuls, die liebenswürdige Josephine Beauharnais.

Hoffte sie, das unverwüstliche Glück des im ersten Aufleuchten befindlichen Sternes der Nation in das böse Haus tragen zu können und damit den alten Fluch auszulöschen, oder hatte sie die reizende Lage inmitten der Seineschlängelungen zwischen den Lustschlössern von Saint-Germain und Saint-Cloud mit dem Blick auf den steilen Mont-Valérien so angezogen, daß sie des ominösen Namens ganz vergaß? Bonaparte war damals in Egypten, und Siegesbotschaft auf Siegesbotschaft gelangte durch Josephinens Hand an das ruhmberauschte Volk. Der Tag des Einzuges in die neu restaurirte und

Kaiserin Josephine in Malmaison.

*) Anm. der Red. Wir erhielten den Artikel im Laufe des Decembers aus Versailles.

geschmückte Villa wurde mit einem glänzenden Freudenfeste begangen; durch eine herrlich verzierte Ehrenpforte trat die unter Tausenden Erwählte des von Tausenden Erwählten in das gegen die fürstlichen Schlösser der Umgebung so bescheidene und doch so unendlich anziehende Heim. Josephine war glücklich, ihr Glück war das der Nation. Während der tapfere Odysseus in der Ferne weilte, saß die geschäftige Penelope inmitten ihrer Frauen am Stickrahmen, und ihrer kunstgeübten Hand entsprossen hundert Werke der Geduld und Sehnsucht, so viel Nadelstiche, so viel Gedanken an ihn, den Einzigen. Ganze Zimmer wurden so mit Stickereien tapezirt; auf Blumen, die sie ihm gestreut, sollte er wandeln, ruhen und blicken bei jedem Schritte. Mit besonderem Stolze pflegten die Fremdenführer immer unter diesen Arbeiten den später gefertigten Kaiserlichen Adler im Cabinet Napoleon's I. zu zeigen, ein wahres Kunstwerk der Feinstickerei, welchen Josephine, eifersüchtig alle fremde Hilfe abwehrend, vom Schnabel bis zur Kralle selbst gearbeitet haben soll.

Aber es konnte kein dauerndes Glück unter diesem Dache blühen! Aeußerlich wurde das Schicksal der beiden Menschen immer günstiger, der Lorbeer umrankte immer dichter das Haupt des kleinen Mannes, er wurde Kaiser und vertauschte das schlichte Haus mit dem prächtigen Schlosse von Saint-Cloud, um der Hauptstadt um einige Minuten näher zu sein. Dort hatte er den Senat aufgehoben, dort war er zuerst als Kaiser begrüßt worden, die Stätte war ihm theuer geworden. Aber die dynastischen Interessen forderten, daß er zwischen ihnen und seiner Liebe wähle, und er entschied sich — man darf es zu seiner Ehre glauben — mit schwerem Herzen für die ersteren. Er verstieß die heißgeliebte Gattin trotz ihrer verehrungswürdigen Eigenschaften und führte Marie Luise zum Altare.

Die schwer geprüfte Fürstin begab sich nach dem während der Tage des Glanzes vernachlässigten Malmaison, entweder der Erinnerung an schönere Zeiten wegen oder, weil sie den Ort ihrem Gemüthszustande angemessen hielt.

Von Saint-Cloud nach Malmaison fährt man in einer kleinen halben Stunde, und doch war das eine Reise, wie sie nicht größer gemacht werden kann, vom ersten Throne der Welt in die Verborgenheit — eine Verstoßene! Was mag sie empfunden haben, die arme unglückliche Fürstin, beim ersten Eintritte in die Stätte des ersten Glückes! Wie mag sie dort den 27. März des Jahres 1810 verbracht haben, als Marie Luise im Schlosse von Compiegne ihre Hochzeit feierte! Es waren Zeiten, Malmaison's würdig! Allmälig beruhigte sich das aufgeregte Herz, Josephine blickte, wie Andre freudig in die Zukunft schauen, getröstet in die Vergangenheit; sie versammelte Gelehrte und Künstler um sich, pflegte ihren Park und ihre Blumen; sie schuf Malmaison zu einem kleinen Eden um und stickte in einsamen Stunden wieder, in Gedanken an ihn.

Die Blumen! Josephine liebte sie leidenschaftlich, und unter ihrer großen Schaar besonders eine, der sie einen wahren Cultus widmete. Es war dies nicht die Rose, nicht die kleine blaue Blume der Erinnerung, sondern eine wohl den Wenigsten meiner Leser bekannte Prachtpflanze aus Südamerika, welche der Botaniker Palisot dem Kaiser zu Ehren Bonapartea speciosa genannt hatte. Josephine zog dieselbe in zahlreichen Töpfen und pflegte sie, als sei das Glück des Kaisers an das Gedeihen derselben gebunden, als sei mit ihrem Verwelken sein Haupt bedroht. Man sagt, daß im strengen Winter von 1813 die ganze Sammlung bis auf wenige Exemplare erfroren sei.

Das Unglück kehrte wieder mit aller seiner Schwere in Malmaison ein. Josephine empfand das Mißgeschick ihres Gatten in seiner ganzen Stufenfolge durch, sie hörte die Fanfaren des Einzugs der Verbündeten in Paris, ihre theilnahmsvollen Grüße begleiteten den Gefangenen nach Elba. Sie hätte ihn gerne selbst begleitet und getröstet, wenn die Trennung nicht gewesen wäre, welche sich nun doch als unnützes Opfer erwies.

Im Mai 1814 machten ihr der König von Preußen und der Kaiser von Rußland Besuch. Sie nahm die Theilnahme der siegreichen Fürsten mit Würde entgegen und erwiederte die rücksichtsvollen Huldigungen des Kaisers Alexander mit dem Geschenke einiger Samen jener von ihr so emsig gepflegten Blume ihres Ruhmes. Es heißt, daß Alexander die daraus gezogenen Pflanzen wie ein theures Andenken gehütet, und daß ihnen noch heute in den Gewächshäusern der Czarenstadt die möglichste Sorgfalt gewidmet werde. Josephine hatte sich bemüht, jenen Besuch seiner Bedeutung gemäß zu empfangen, obwohl sie sich in jenen Tagen nicht wohl fühlte. Daß der Kaiser gefangen war, hatte ihr Herz bis ins Innerste verwundet; die Mühen und der Zwang, welchen ihr der Fürstenbesuch auferlegt, thaten vielleicht das Uebrige. Sie fühlte ihr Ende herannahen, verlor aber in den letzten Tagen ihres kurzen Lebens Nichts von jener Ruhe und Milde, von ihrer Theilnahme für Andere, welche sie stets ausgezeichnet hatten. Sie beschied den berühmten Blumenmaler Redouté, welcher sehr häufig nach dem Schlosse kam, zu sich und bat ihn, vor ihrem Bette zwei Blumen, welche gerade in Blüthe waren, zu malen, die Bonapartea und eine andre, die, ich glaube, den Namen Napoleona empfangen hatte.

„Diese armen Blumen," sagte sie, „haben auch nur noch wenige Tage zu leben. Niemand würde sie pflegen, wenn ich todt bin. Wenn Sie sie gemalt haben, werden sie wenigstens immer dauern." Einen Tag später, am 29. Mai 1814, war sie todt.

Auch der Stern des Kaisers war untergegangen. War es sein Wunsch, noch einmal das Grab der geliebten Frau zu suchen, oder trieb ihn sein Verhängniß 1815 nach der Schlacht von Waterloo nach dem „unglücklichen Hause"? Er verbrachte dort die vier bittersten Tage seines Lebens und verließ es nur, um über Rochefort nach England — nach St. Helena gebracht zu werden.

Verwüstet und öde, wie es die vor Paris stehenden deutschen und englischen Truppen zugerichtet hatten, lag Malmaison alsdann während der Zeit der Restauration. Darauf diente es zum zweiten Male einer Exkönigin, der Marie Christine von Bourbon als Wittwensitz, als ob es eigens dazu mit seinen Trauerweiden und Cypressen geweihet wäre. Diese Fürstin indessen vergaß über die Gedanken an die schönen Tage von Aranjuez nicht die Gegenwart und verschönerte das Schloß, ohne dem Andenken an die Kaiserzeit zu nahe zu treten.

Wieder stehen die deutschen Truppen vor Paris, wieder braust der Sturm des Krieges um Malmaison. Es ist eine der äußersten Vorpostenstellungen unsrer Truppen gegen den Mont-Valérien. Der heftige Ausfall, welchen die Pariser am 21. October machten, fand genau in der Richtung auf Malmaison statt. Daß solche Vorgänge nicht der Erhaltung historischer Erinnerungen dienen, ist leicht einzusehen. Längst lagen die Zimmer wüste, und nachdem am 5. November die ersten Granaten vom Fort Valérien in das Schloß geworfen wurden, mußte man darauf denken, die Reliquien desselben in Sicherheit zu bringen. Damit Nichts unterlassen werde, besuchte König Wilhelm das „Unglückshaus" noch am 6.; er ließ sich ein Stück der an der Decke festgeklebten Stickerei losschneiden, wie es so viele Offiziere vorher gethan. Andere bewegliche Andenken und Reliquien von der Kaiserin Josephine fanden sich nicht mehr vor. Kunstwerke von Werth waren überhaupt nicht mehr in Malmaison vorhanden, sonst würden sie, wie diejenigen von Saint-Cloud, durch unsre Soldaten vor der Zerstörungswuth der Pariser gerettet worden sein.

[2734] **Carus Sterne.**

Der Stern des Ostens.

Novelle von **Karl Frenzel.**

(Fortsetzung.)

Lydia war die Tochter eines Freigelassenen, der manches Jahr hindurch in Bajä der Villa und den großen Besitzungen seines Herrn, eines römischen Senators, vorgestanden hatte. Nach dem Tode desselben — er war in einer Verschwörung gegen den Kaiser Claudius ums Leben gekommen — hatte sich Lydia's Vater mit seinem einzigen Kinde und einem nicht unansehnlichen Vermögen nach der freundlichen Landstadt Pompeji zurückgezogen. Doch nicht lange genoß er das Glück der Freiheit und Unabhängigkeit, ein jäher Tod raffte ihn hinweg. Eingedenk der Wechselfälle des Schicksals hatte er seine Tochter, sobald er zu einigem Besitz gelangt war, in allen Künsten, die der Anmuth und Schönheit des Weibes noch einen höheren Reiz verleihen, unterrichten lassen, damit sie, wenn sie ihr Gut und ihre Habe verlieren sollte, durch ihre Gaben ihr Leben gewinnen könne. Vor allem anderen verstand Lydia die Leier zu spielen, und noch bei Lebzeiten ihres Vaters verbreitete sich ihr Ruf in der ganzen Stadt und weit über das Weichbild derselben hinaus. Da sie wohlhabend war und auf Zucht und Sitte hielt, schätzten sie Männer und Frauen. Sie brauchte nicht um des Erwerbes willen jeder Einladung, ihre Kunst zu zeigen, willfährig zu folgen, sie konnte unter den Bewerbern wählen: die reichsten und vornehmsten Männer Pompeji's begrüßten es als eine Auszeichnung ihres Hauses, wenn Lydia auf ihren Festen erschien. Die Ehre und der Beifall, die dem Mädchen zu Theil wurden, waren noch gestiegen, seit sie im vergangenen Jahre auf dem Landhause der Kaiserin Agrippina, der Mutter des Imperators, mit ihrem Saitenspiel geglänzt hatte. Ganz Pompeji war in Aufregung gerathen, als damals ein kaiserlicher Wagen Lydia abgeholt und nach der Villa am Strande des Meeres geführt hatte. In dem Ruhm der Saitenspielerin fand die Stadt sich geehrt; reich beschenkt war Lydia zurückgekehrt und hatte den goldenen Lorbeerkranz, den ihr die Kaiserinmutter auf das Haupt gesetzt, dankbar in dem Tempel des Apollo niedergelegt. Dennoch hatte sie gerade von jenen prächtigen Festen den Keim ihrer Krankheit mit heimgebracht; wenigstens war dies die Meinung des Arztes, und er neigte sich dahin, der Aufregung und Unruhe, in der sie damals gewesen, die erste Erschütterung ihres Lebensnervs zuzuschreiben.

Hatte nun Jole mit dem feinen Spürsinn des Weibes die Ursache von Lydia's befremdlichem Zustand richtiger erkannt?

Oft hatten sich die beiden Mädchen bei Festmahlen, bei den Aufzügen zu Ehren der großen Götter zusammengefunden. Anfangs brachte sie die Gemeinsamkeit der Kunst, allmälig die Freundschaft aneinander. Jole ergriff das neue Verhältniß mit dem Feuer und der Lebhaftigkeit, die sie im ersten Ansturm auf Alles übertrug, Lydia war in ihren Empfindungen langsamer, aber festhaltender. In dem Gegensatz ihrer Naturen, der sich rein und harmonisch ausglich, stärkte sich ihre Freundschaft, Jole wurde gleichsam die ältere, vorsorgliche Schwester Lydia's und stand der Zagenden und Schwachen in allen Angelegenheiten des Hauses treulich zur Seite. Bei den jungen Männern der Stadt hießen sie bald die Unzertrennlichen, und ein Poet hatte sie mit einer weißen und einer rothen Rosenknospe, die auf einem Zweige gewachsen, sinnreich verglichen.

„Armes Kind," sagte Jole und näherte sich der Freundin, „wie dauerst Du mich! Sage, wer hat Dich verzaubert? Ist es denn möglich, daß Lydia die Schöne unerhört um Liebe flehen kann? Hat der Barbar denn keine Augen im Kopfe, oder haben ihn die Götter mit Blindheit geschlagen? Ist es Sempronius der Stolze, für den ein römisches Senatorenkind noch zu schlecht ist? Oder Clodius Caepio? Ach, an Dem ist Hopfen und Malz verloren, Der ist wie Narziß eitel in sich selbst verliebt und verloren. Aber so rede doch! Du schweigst noch immer?"

Dies und noch viel anderes sagend, der geschwätzigen Quelle gleich, von der Horaz gesungen, im unaufhaltsamen Lauf, half Jole der Knieenden vom Boden auf und hieß sie auf das Ruhebett sich niederlegen. Sorgsam deckte sie die leise Zitternde mit warmen Hüllen zu und setzte sich dann auf einem Fußschemelchen ihr zu Häupten nieder, die heiße Hand Lydia's mit der ihren umschließend.

„Beunruhige Dich nicht," erwiederte Lydia nach einer Weile auf so viele Liebkosungen, „es ist Nichts; ein Fieberschauer, der mich plötzlich ergriffen hatte und jetzt schon vorüber gegangen ist. Ein böser Wind mag mich bei dem eiligen Gange, um dem Menschengewühl auf dem Markte zu entkommen, getroffen haben."

„So entfliehst Du mir nicht, Liebchen, wie die Nymphe dem Satyr, mit schönen Worten. Nun liegst Du wohlgebettet in meiner Gewalt und sollst Dein Herz ausschütten. Gewiß ist es Clodius, der ihm wehe gethan! Der böse Mann! Morgen wollen wir der Venus ein Opfer bringen, daß sie ihn verfolge und quäle, recht ausbündig quäle. Wenn sie die Göttin der Schönheit und Liebe ist, muß sie sich Deiner annehmen und Deine Sache führen, denn Du bist schön und leidest durch Liebe."

„Du meinst es treu mit mir, Jole, aber wo sind die Götter, daß sie Dich hören könnten? Vielleicht gibt es nur eine Gottheit, tief unten im Hades, bei den Schatten. Dort auf der Asphodelos-wiese ist Alles still und dunkel, jedes Verlangen, das uns hier oben im Licht peinigte, ist erstorben, jede Furcht von uns genommen . ."

„Was für Gedanken! Der Tod ist schrecklich und kömmt immer zu früh. Noch ist Dein Platz unter den Lebenden, hier gilt's zu fassen, zu genießen, zu erobern. Aus der Lethe zu trinken wirst Du eine Ewigkeit haben, das sagen die Priester wie die Philosophen, also wird es wohl die Wahrheit sein. Raffe Dich auf und schüttle die Schwermuth von Dir; wenn die Nachtigall schlägt, sollte ein Mädchen, wie Du, andere Traumbilder haben, als den Cerberus und den Nachen des Charon. Den Clodius wollen wir schon zähmen; ehe eine Woche vorüber ist, soll er zu Deinen Füßen schmachten."

„Warum hältst Du mir beständig Clodius vor, als wäre meine Seele an ihn gebunden? Weiß ich nicht, daß Du ihn mit freundlichen Augen ansiehst?"

„Ich?" Jole warf den Kopf zurück und blickte seitwärts auf die Bildsäule Amor's, die bei der zunehmenden Dunkelheit zwischen ihren Blumen kaum noch sichtbar war. „Kümmere Dich doch darum nicht, wem ich ein lächelndes Gesicht zeige, wem ein finsteres. Ich darf es mit Clodius Caepio nicht verderben, er ist der strengste Kunstrichter in Pompeji, und wenn ihm mein Tanz nicht mehr gefällt, kann ich mein Brod an den Thüren betteln, Niemand wird mich dann mehr ansehen wollen; mit Dir ist es ein anderes, Du könntest Deine Leier in Rom in der palatinischen Burg hören lassen."

„Mache Dich doch nicht schlechter, als Du bist," entgegnete Lydia und legte ihren Arm um den Nacken der Freundin, „glaubst Du, ich würde das Opfer nicht erkennen, das Du mir bringen willst? Du liebst Clodius; widersprich nicht und sei nur ruhig, er ist es nicht, der mir Sorge und Weh schafft, und wie mächtig auch die Göttin ist, die wir anrufen wollen, über diesen hat sie keine Gewalt."

„Ja, wer ist es? Ein Scythe? Ein rothhaariger Barbar aus Germaniens Wäldern, dessen Herz kalt ist wie sein Himmel und wild wie der Bär, den er jagt?"

Ob Lydia gegenüber den drängenden Fragen der Gefährtin standhaft geblieben wäre oder sich ihr Geheimniß hätte entreißen lassen, wurde nicht entschieden. Unerwartet — die Mädchen mochten das Klopfen draußen überhört haben — ward die Thür des Hauses geöffnet: gerade trat auch die Schaffnerin mit der Leuchte aus ihrer Kammer und zündete die Ampel, die von der getäfelten Decke der Halle herniederhing, an. Ein lauschiges Halbdunkel erfüllte den Raum, nur die Gestalt des ruhenden Mädchens war hell beleuchtet. Jole hatte sich von ihrem Schemel erhoben und war den Eingetretenen entgegen gegangen.

Es waren Clodius und Marcus, die den Mädchen gefolgt, aber lange Zeit von dem Gewühl auf den Straßen aufgehalten worden waren.

„Verzeiht, ihr Mädchen," nahm Clodius mit selbstbewußter Sicherheit das erste Wort, „daß wir so ungemeldet bei Euch hereinstürmen. Aber Euer Thürhüter ist davongegangen, entweder sitzt er in einer Weinschenke oder er ist dem Aufzuge der Gladiatoren nachgelaufen, so kommen wir denn..."

„Beinahe wie die Wölfe, die in die unbewachte Hürde der Lämmer brechen," unterbrach ihn Jole. „Das wissen wir längst, daß Clodius Caepio nie um eine Antwort und um eine Keckheit verlegen ist."

„Doch, reizende Jole! Wenn er vor Dir steht. Du hast eine Zunge, wie ein zweischneidiges Schwert, und die grimmen Blicke, die Du auf mich schleuderst, gleichen Feuerpfeilen. Willst Du mein Herz in Brand stecken? Es brennt schon lichterloh!"

Inzwischen hatte sich Marcus besorgten Blicks dem Lager Lydia's genähert. Mit Hilfe der Alten hatte sich das Mädchen aufgerichtet und stützte ihr Haupt auf den Arm, der auf den purpurnen Kissen ruhte.

„Erschrick nicht, Marcus Agricola," redete sie ihn mit einem Lächeln, das ihre sanften, ausdrucksvollen Züge noch mehr verschönerte, an, „mein Zustand hat sich nicht verändert, seitdem Du mich verlassen hast. Daß es nicht schlimmer geworden, danke ich Dir, nun aber lobe auch mich, daß ich gehorsam allen Deinen Anordnungen gefolgt bin."

Der Arzt prüfte den Pulsschlag der Kranken, und da er ihn weniger erregt fand, als er gefürchtet haben mochte, glätteten sich die Falten auf seiner Stirn.

„Ueber mein Erwarten," sagte er darauf, „bin ich mit Dir zufrieden, Lydia. So leid es Deinen Freunden thun wird, entziehe Dich ihnen auch fernerhin. Ruhe und Stille sind für Dich unerläßlich, so weit meine Kunde reicht, die einzig sicheren Mittel Deiner Wiederherstellung. Der Mensch gleicht einem Saitenspiele; wenn Du sie zu sehr angreifst und anspannst, erschlassen die Saiten oder zerspringen. Und Du nun gar, Du bist am zartesten besaitet!"

„Du verwöhnst mich, Marcus, Du und Jole. Es wäre besser gewesen, ich hätte mich von Kindheit an gegen Hitze und Kälte, gegen die Schläge des Schicksals und die Unbill der Menschen gestählt. Nur Die leben lange, die harten Herzens sind. Freilich, lohnt es sich so zu leben, mit einem Stein in der Brust?"

„Bleibe folgsam und vermeide jede Aufregung," sprach Marcus weiter. „Ein berühmter Mann..."

„Sage doch lieber gleich, was Du denkst: ein Wunderthäter," mischte sich Clodius, der mit Jole herangetreten war, in die Unterhaltung. „Ich grüße Dich, schöne Lydia, und würde es eher gethan haben, wären die Geheimnisse eines Arztes nicht eben so heilig, wie die eleusinischen Mysterien. Beleidigen wir die Götter, so werden wir doch erst nach dem Tode in der Unterwelt bestraft, ein Arzt aber kann uns schon auf Erden strafen und uns aus Aerger und Haß vom Leben zum Tode bringen. Uebrigens laß mich Dir sagen, Lydia, daß ich Dich heute noch schöner finde, als jemals, dieser zarte Rosenschimmer auf Deinen Wangen.."

„Ich bitte Dich, bleib' bei Deinem Wunderthäter," entgegnete Jole, „sonst läuft er Dir fort."

„Wohl, ein Mann aus Osten, Apollonius ist sein Name, und Thyana seine Vaterstadt, heilt die Kranken, beschwört die Geister, bändigt die Wahnsinnigen — und zum Beweis dafür heult der verrückte Didymus auf dem Forum und in den Gassen umher."

„Laßt Euch durch die Scherzrede des Clodius nicht gegen diesen Mann einnehmen," sagte Marcus ruhigen Tons zu den voll Spannung lauschenden Mädchen. „Was ich von seinen Thaten und Reden gehört, zeugt für seine Weisheit und tiefe Kenntniß der Natur. Er ist in unserer Nähe von Kreta kommend ans Land gestiegen, und ich hoffe, meine Bitte wird ihn bewegen, Dich zu sehen, Lydia."

„Mich? Was sinnst Du, Marcus?"

„Seine Kunst soll Dir Kraft und Gesundheit wieder geben."

„Du bist ein guter Freund, allein wer vermag die Seele im Kerker des Leibes zurückzuhalten, wenn sie entschweben will? Wer die Stunde hinauszurücken, die uns die Ewigen als die letzte bestimmt?"

„Vielleicht ist Apollonius mehr noch ein Arzt der Seele, als des Leibes — vielleicht? Nein, gewiß, wie könnte er sonst solche Wunderthaten vollführen!"

„Hör' ihn an, lasse ihn zu Dir kommen," drängte Jole in die Freundin; die Zuversichtlichkeit, mit der Marcus von dem Magus aus Osten sprach, ließ sie die Heilung Lydia's durch denselben schon als gewiß betrachten.

„Zuletzt bittet auch Clodius Caepio: gib dem Manne Gehör!" scherzte der Stutzer. „Und gestatte mir, daß ich auch mein Scherflein dazu beitragen darf, denn ohne Geld erscheinen weder die Zauberer noch die Geister. Ein voller Beutel, o Marcus, wird Dir diesen Apollonius willfährig machen. Wenn nichts Besseres, gewährt er uns eine lustige Unterhaltung, er kann uns von seinen Reisen vorlügen. Unser guter Agricola glaubt noch an einen Zusammenhang des Irdischen und des Ewigen, an eine Kette, die wir zwar nicht fassen können, aber doch in geweihten Augenblicken leise zwischen Erd' und Himmel hin und her schwingen sehen: an diesem Apollonius wird er wieder erkennen, daß Alle, die mit solcher Kunde aus dem Geisterreiche prahlen, Gaukler und Betrüger sind."

„Und doch möchtest Du von uns allen am liebsten den Tod um sein Geheimniß befragen," spottete Jole. „Du fürchtest Dich vor dem Sterben."

„Wenigstens ziehe ich es vor, noch lange mit Dir zu leben, obgleich Du so stachlicht bist, wie die Blätter der Aloe. Uebrigens, kann uns Apollonius nicht weiser machen, so wird er doch durch seine Anwesenheit den Ruhm Pompeji's erhöhen; zu gleicher Zeit werden wir in unsern Mauern den weisesten Mann aus dem Morgenlande und den berühmtesten Gladiator Arminius haben."

Als der Name des Arminius so genannt wurde, bedeckte eine flammende Röthe bis zur Stirn hinauf Lydia's Gesicht, sie schlug die Hände darüber, und ihr Haupt sank in die Kissen zurück.

„Wir haben zu lange bei Dir verweilt," sagte Marcus, „das viele Reden betäubt Dich."

Jole hielt ihre klugen Augen fest auf Lydia gerichtet; welche Offenbarung war ihr geworden! Wenn sich die lästigen Männer jetzt nur schleunig entfernt hätten!

Aber Clodius wußte noch kein Ende zu finden. „Wie schade, daß Du krank bist, Lydia. So wird unser nächtliches Fest seiner beiden glänzendsten Sterne entbehren. Wir wollen dem Arminius heute einen fröhlichen Empfang bereiten."

„Dem Arminius!" Heftig fuhr das Mädchen vom Lager empor und wäre aufgesprungen, hätte Jole nicht ihre Arme um sie geschlungen und sie daran verhindert.

„Ja, dem Arminius! War es doch das Amphitheater Pompeji's, in dem er seinen ersten Kranz gewann. Ich war eigentlich in der Absicht gekommen, Euch abzuholen."

„So geh' endlich ohne uns," rief ihm Jole zu. „Du siehst, daß Lydia der Ruhe bedarf."

„Gib ihr einen kühlenden Trunk und bring' sie aus dem Hof in das Gemach, die Nachtluft ist kühl," flüsterte Marcus Jole ins Ohr, während Clodius mißmuthig seine Toga ordnete.

„Leb' wohl, Lydia," sagte darauf der Arzt, ihr die Hand reichend, „da ich kein Freund rauschender Gelage bin, versäume ich das Fest unsers Clodius und reise noch in der Nacht nach Puteoli, dem großen Magus entgegen. Auf Wiedersehen, ihr Mädchen! Bis dahin mögen Dich die Götter schützen, Lydia!"

„Wie Dich auf Deinem Wege, den Du meinetwegen gehen willst," antwortete sie mit schwacher Stimme und sah ihn umflorten Auges mit einem dankbaren Lächeln an. „Und Du, Clodius, vergnüge Dich nach Herzenslust. Wo ist denn euer Fest?"

„Im Garten des Mamilius. Warum müßt ihr beide uns fehlen? Wie herrlich hätten Schönheit und Stärke sich begrüßt. In ihnen liegt des Lebens Wahrheit und Blüthe, nicht in der Weisheit und Entsagung, die Marcus zu suchen geht. Lebt wohl, ihr Mädchen!"

„Gute Nacht!"

Bis an die Thür begleitete Jole die Männer; darüber war auch der Thürhüter auf seinen Posten zurückgekehrt und waltete seines Amts. [2722]

(Fortsetzung folgt.)

Der Pelz.

Von **Jeanne Marie von Gayette-Georgens.**

(Fortsetzung.)

Von jeher war der Hermelin das Pelzideal aller Dichter. Die des Alterthums sagen von seiner Farbe: „sie sei weißer, als blank, durchscheinend blau und glänzend wie Schwan."

Der weiße Pelz, der als Hermelin das Fürstliche, als Schafspelz das Bäurische, als Fuchspelz das Seltene, als Eisbär das Winterliche in höchster Potenz darstellt, unterscheidet sich mehr, als jeder andersfarbige in seinem Werthe. Wir könnten sagen: ein Hermelin und ein weißes Katzenfell seien wie Tag und Nacht, wenn nicht beide weiß wären. Doch werden die weißen Kaninchen hin und wieder mit den schwarzen Ohren des Grauwerks besetzt, um ihnen dadurch das Ansehen des Hermelins für Nichtkenner oder Solche, die sich gern auf billige Weise den Putz der Reichen zu verschaffen suchen, zu geben. Hier haben es die Pelzhändler in doppelter Beziehung hinter den Ohren sitzen.

Den schärfsten Abstich zu dem sanftbläulichweißen Hermelin bildet der schwärzlichbraune Zobel, und man benutzt — wie schon Isoldens Mantel bestätigt — diese beiden aristokratischen Pelze, um einen durch den andern noch zu heben: indem man den Hermelinverbrämungen einen Zobelvorstoß gibt oder, wie es bei Wappenbildern oft vorkommt, als Grund Hermelin nimmt und das Wappenbild aus Zobel geschnitten darauf heftet, im Fall man es nicht umgekehrt macht und das weißliche Hermelinbild auf den dunkeln Zobel legt.

Zobelmäntel sind im Ganzen seltener, als Hermelinmäntel; abgesehen davon, daß der Hermelin oft nur ein imitirter. Hält es doch schon außerordentlich schwer, zu einer Mützenverbrämung zwei ganz gleiche Zobel oder ein Zobelpaar, wie es in der Kürschnersprache heißt, in gleicher Farbe zu erhalten.

Daraus, daß zwei so kleine Thiere, wie das wieselartige Hermelin und der Zobel, die Fürsten unter den Pelzthieren sind und die Pelzbesätze zu den Fürstengewändern liefern, ersehen wir, wie nicht die Würde des Thieres, also nicht das Königliche des Löwen und das Stolze des Rosses es sind, welche den Menschen deren Haut und Haar in demselben Maße würdig und königlich erscheinen lassen, wie die Thiere. Die allerkleinsten und unbedeutendsten sind es, nach deren Besitz er trachtet, und die durch ihren Schmuck die höheren Stände von den niederen äußerlich unterscheiden.

Und bei diesen Haupt-Rangstufen gibt es wieder viele Zwischenstufen. Fast unbeachtet wird der hellfarbige Zobel von dem Käufer, „der es nicht nöthig hat" zu knausern, bei Seite geschoben, und nach dem dunkelsten, der im Handel zu bekommen ist, geforscht, denn dieser ist der theuerste und deshalb auch der vornehmste. Er kommt aus dem kältesten Norden; seine über die kürzeren bräunlichen Haare hervorstehenden, längeren schwarzen osi oder Haare, welche ihm die dunkle Färbung verleihen, machen ihn so begehrenswerth: ein Dunkel, das auch durch künstliche Mittel, auf chemischem Wege erreicht wird, wodurch man leicht getäuscht werden kann; besonders bei dem Zwielicht, welches fast in allen Pelzladen herrscht, vielleicht mit Absicht, die den Käufer wohl verstimmen könnte.

Sollte sich von dem Anschwärzen und Anräuchern des Zobels die figürliche Bezeichnung für Verläumdung herleiten, so wäre sie hier in das Gegentheil zu übersetzen, indem man das Schlechtere für das Bessere ausgibt und dadurch betrügt. Leider kann man solchen Betrügereien nicht durch das „auf den Pelz rücken" vorbeugen; hier muß das scharfe Auge und die feine Nase über die Echtheit entscheiden: ob ein über und über mit osi bedeckter Zobel wirklich osisti, das heißt echthaarig sei, worunter zu verstehen, daß alle seine Haare von gleicher Länge und von der Spitze bis zur Wurzel gleich schwarz sind, daß er nach dem technischen Ausdruck eine schwarze Mortschka hat. Das scharfe Auge wird bemerken, daß sich die mit Farbe geschwärzten Zobelhaare an ihren Spitzen etwas krümmen; reibt man sie nach dieser Wahrnehmung mit einem nassen Tuche, so werden sie sicherlich Farbe lassen, es sei denn, sie wären von den geschicktesten Färbern der Welt, von den Chinesen, geschwärzt.

Wie die Krebse, die Rebhühner und andere dem Genusse dienende Geschöpfe ihre Zeit haben, in welcher sie am vorzüglichsten sind, um gefangen und geschossen zu werden, so auch die Zobel. Ein Zobel, in den Monaten November bis Februar geschossen, ist vollhaarig, ein Sommerzobel dagegen wird mit der Bezeichnung „Nedo soboli" auch im Handel gering geschätzt, und bei solchen, die im März und April gefangen werden, sitzen die Haare kaum noch fest. Doch nicht allein nach den Monaten, auch nach den Gegenden, in denen sie gefangen werden, unterscheiden sich die blonden und die brünetten Zobel; die blonden unterscheiden sich von den brünetten übrigens nicht nur durch ihre Hauptfarbe, sondern auch durch ein aschgraues oder weißliches Kinn, braune oder gelbe Ohren.

Daß das Haar der Zobelmännchen glänzender, wie das der Weibchen, ist ein Vorzug, den jenes mit allen männlichen Pelzthieren gemeinsam hat. Das stärkere Geschlecht der Thierwelt ist durchgehend mit mehr Glanz ausgestattet und daher wohl berechtigt, zugleich „das schöne" genannt zu werden.

Beim Bärenweibchen, wenn hier das Deminutiv auch angewendet werden darf, ist das Fell mindestens weicher und daher für weiblichen Pelzbedarf anwendbarer, wie das ihres struppigen Raubgefährten. Die Bärenkragen, wie sie früher fast jeder Officier an seinem Mantel hatte, kamen stets nur den ritterlichen Männern zu, während die mit weicher Seide gefütterten Bärenmusse aus dem Fell der Bärin angefertigt den Damen überlassen blieben. Als die Bärenjagden auch in den deutschen Gauen noch mehr an der Tagesordnung waren, als Kaiser Maximilian I. seine Bärenjäger noch mit besonderer Pracht ausrüstete und die kühnsten unter ihnen mit Lobkränzen — wie Helden — auszeichnete, damals war auch der Pelz von Meister Petz noch mehr im Gebrauch, insbesondere zu Lagerdecken, und die Redensart, „er liegt auf der Bärenhaut", stammt von den mittelalterlichen deutschen Faullenzern und Langschläfern her. Bei den Galliern und Römern waren jene schon von Alters her unter der Bezeichnung „Bärenhäuter", ihrer teutonischen Pelzmäntel wegen, bekannt, ein Ehrentitel, den die überwundenen Franzosen selbst heute noch den Deutschen anzuhängen suchen, obwohl „der deutsche Bär" sonst zur mythischen Gestalt geworden, wie der Bärenpelz nur noch auf der Bühne seine komische Rolle spielt.

Auf Otternfellen schläft der speculative Pelzhändler nur einige Nächte, nämlich auf den zum Verkauf bestimmten, um sie durch das Liegen darauf weicher zu machen. Das geschäftliche Liegen auf dem Otternfell ist also gerade das Gegentheil von dem „Auf der Bärenhautliegen".

Einen fast geckenhaften Abstand zu den deutschen Bären boten die putzbegierigen Ritter am Hofe Karl's des Großen, deren Ueppigkeit und Pelzverschwendung den Kaiser so sehr verdroß, daß er die von seidenen, mit Zobel, Veh, Marder und a. Pelzwerk besetzten und gefütterten Gewändern umkleideten Ritter einmal unversehens zu einem lustigen Treibjagen mitnahm, bei welchem es darauf abgesehen war, den Pelzluxus gründlich niederzureiten; denn die Jäger mußten mit dem Kaiser durch Dick und Dünn, über Stock und Stein, durch dorniges Gestrüpp und Felsengeklüft, bis die Pelze den Herren in Fetzen um die Leiber hingen.

Besser schützte seinen Jagdpelz jener Cavalier, welcher mit seinen Jagdgenossen eine Wette eingegangen war, durch die er sich verpflichtet, gänzlich unbekleidet bei einer Bärenjagd zu erscheinen. Er hielt Wort, denn er kam zum Rendez-vous in fleischfarbenem Tricot, aber darunter hatte er einen feinen Pelz, die rauhe Seite desselben der Haut zugewendet, und er fror am wenigsten von Allen, während sie den Abgehärteten anstaunten, Nichts von dem überstrickten Wärmer ahnend.

Jeder Jagdpelz muß knapp ansitzen und von festem Stoffe sein, wie im Gegentheil der Reisepelz weit und leicht abzuwerfen.

Schwerlastende Pelze, die, ohne eine Schleppe zu haben, geschleppt werden, sind unter allen Umständen zu verwerfen, selbst solche, die nur den Eindruck einer solchen Schwere machen; wie Damenpelze von Sammet mit fußbreitem Besatz und Aermelaufschlag, so wie unverhältnißmäßig großen Pelzkragen. Wenn wir bei allen Pelzkleidungsstücken einen proportionalen Pelzbesatz verlangen, wie bei der Mütze, deren Rand wir nicht schön finden können, wenn er durch seine Breite imponiren will, so daß das Barett zum Pelzcylinder wird, und die Mütze wie ein zum Spaß nur auf den Kopf gestülpter Muff aussieht, so ist die Forderung gewiß keine unberechtigte und ganz im Interesse des Pelzträgers, sowohl bezüglich seiner Kasse, wie seines besseren Aussehens. Im Mittelalter pflegte man zeitweise alle Kleidernähte, Taschen und Klappen, Säume und Ränder mit Pelz zu besetzen und einzufassen, dennoch gab diese Pelzverzierung nur das Ansehen des Reichthums, nicht das der Schwere und Ueberladung.

Die Herren, Ritter und Jäger schwelgten in Pelzen unter dem großen Karl — obwohl dieser selbst an dem Grundsatz bei seiner Bekleidung festhielt: „daß ein Otternfell Schultern und Brust genugsam schütze und daher für die männliche Bekleidung ausreiche, denn der Mann dürfe sich ebensowenig mit Mäusefellen, als mit seidenen Lappen umhängen," — auch die Prinzessinnen trugen Mantelkragen von Pelz, meistens aus Hermelin und mit Edelsteinen besetzt. Neben den feinen Pelzbesätzen und Mosaikarbeiten, Zusammensetzungen aus den Fellen der kleinen Pelzthiere, waren die Vogelfedernbesätze bei den Ritterdamen beliebt, wie solche heute wieder vorzugsweise gewählt werden und, da sie leichter und wohlfeiler, als Pelz, nicht nur an Mänteln und Capoten, auch auf Ballkleidern und seidenen Gesellschaftsgewändern Anwendung finden. Der anziehende Reiz der Federbesätze und Federstickereien liegt aber auch außer der größeren Leichtigkeit des Stoffes in der Farbenpracht, welche die Federn den Pelzen voraus haben.

Bevor die Rückseite der Pelze überzogen wurde, dienten Federstickereien selbst zum Schmuck des Felles, und es vereinigten sich auf diese Weise beide Stoffe. Neben den kleinen Pagmosaikfellen zeichneten sich die Seidenhaarfelle serum pelles aus, deren Feinheit und Dichtigkeit die alten classischen Schriftsteller: Seneca und Plinius schon rühmend erwähnen, wie andere von der Terga marina, dem goldgepunkten Blaufell und dem Moschusgeruch des Bisamthieres, dessen Haut um des Parfüms willen geschätzt wurde, berichten, der für die Geruchs- und Kopfnerven der Gesunden oft eben so krankmachend, wie belebend für die Sterbenden ist und einen Apothekenbeigeschmack hat, der bei der Toilette nur im allermäßigsten Grade vertreten sein darf.

Die alten germanischen Kürschner waren übrigens schon früh in der Kunst der Pelzbereitung, des Gerbens und besonders des Stickens und Besetzens der Pelze so geschickt, daß ihre Lederwaaren, besonders ihre Rennthierkoller, im dritten und vierten Jahrhundert bereits die fashionable Wintertracht der vornehmen Römerinnen ausmachten, und daß der damalige Kaiser Honorius ein Luxusgesetz erlassen mußte, welches das Tragen der reichgestickten, fremden Pelztrachten bei schweren Strafen verbot.

Auf kostbare Pelztrachten hatten die Gesetzgeber, die Kleiderordner und die Strafprediger von da ab immer ihr „Luchsauge" gerichtet, das den durchbohrenden Blick bis in das Innerste richtete und demnach auch die Futterverbote dictirte. So durften die Aermel einer Erlaubniß oder einem Verbote gemäß mit Pelz gefüttert sein, der Rock dagegen sollte ungefüttert bleiben. [2717]

(Schluß folgt.)

Die arme Sängerin.

Die Eltern todt. — Die Kinder beide,
Das Glück zu suchen, wandern fort
Im Wind und Frost, in dünnem Kleide
Verschnei'ten Weg von Ort zu Ort.
Das Mädchen singt zum Saitenklange
Am Gitter vor der Reichen Haus,
Der Bruder schmiegt an sie die Wange,
Streckt flehend er das Händchen aus.

Sie ist nicht schön — doch wer kann sagen,
Ob schön sie nicht, wenn das Geschick
Auf sanftern Händen sie getragen,
Von einem Glück strahl'te ihr Blick.
Sie singt — denn, ach, sie lernte singen
Für dieses ernste Leben nur —
Von Liebe, Lenz und andern Dingen,
Die ihre Seele nie erfuhr....

Sie singt; es fließen trotz dem Winde
Die Töne voll und glockenrein;
Die Herrschaft wie das Hofgesinde,
Wer sie nur hört, hält lauschend ein.
Es ist bei ihrer süßen Stimme,
Als ob durch blaue Dämmerung
Der Maienmond am Himmel schwimme;
Es fühlen Greise fast sich jung.

.... So sang sie einst. Sie hat nach Jahren
Von jener Noth kaum noch gewußt,
Mit Blumen in den dunklen Haaren
Und Edelsteinen an der Brust.
Sie singt im Kerzenglanz der Säle,
O, mit noch ganz so süßem Ton
Von Lenz und Lieb' — doch ihre Seele
Sie weiß auch heute nicht davon.

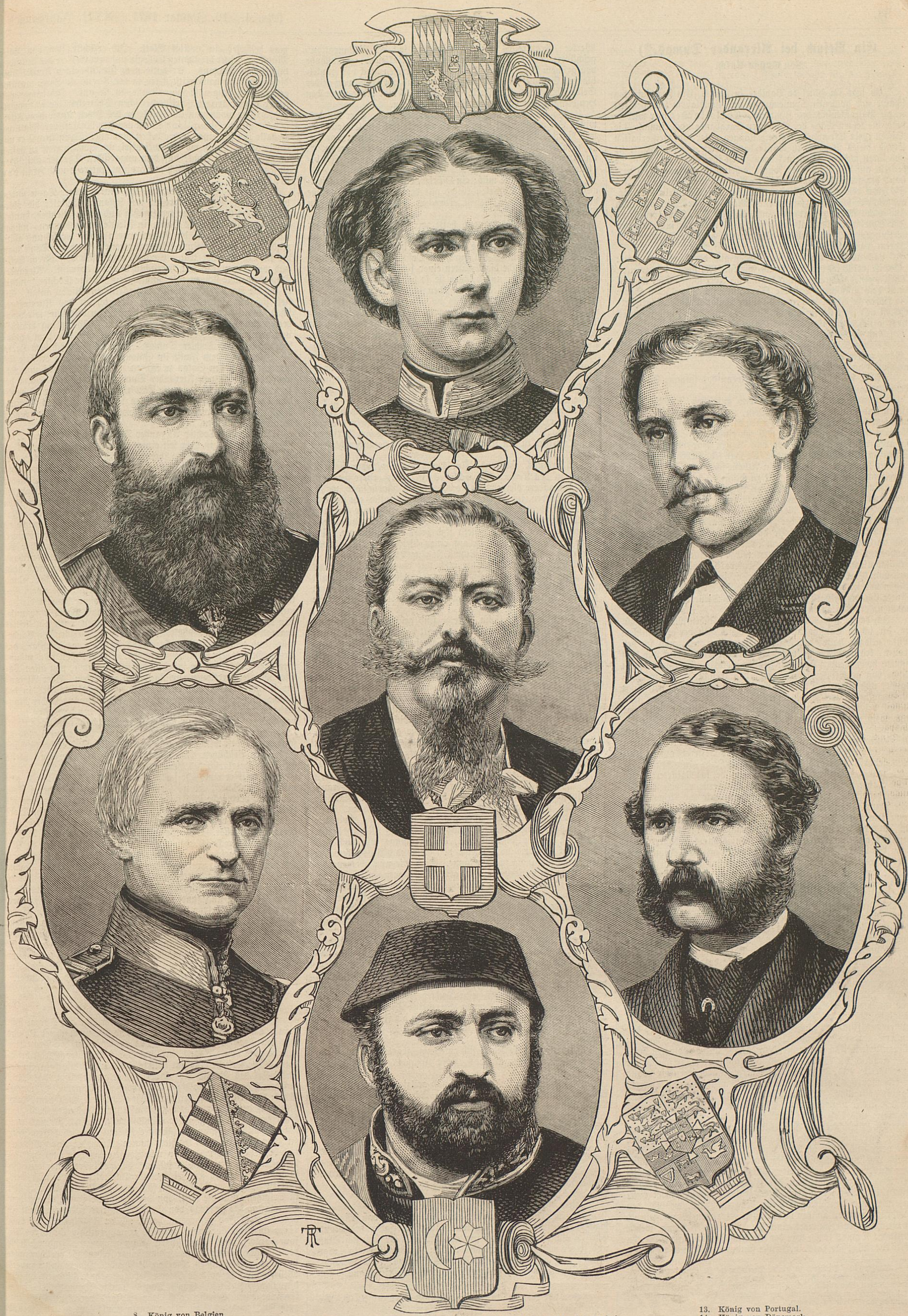
[2729] **Luise R.**

Kaiser und Könige Europa's.

Indem wir unseren Lesern die Porträts der Kaiser und Könige Europa's übergeben, glauben wir auf die allgemeine Theilnahme nicht vergebens gehofft zu haben, denn gerade in diesen Tagen mehr, als je repräsentirt jeder der Abgebildeten eine ungeheure Summe von Wohl und Weh, eine schwere Verantwortung, ein gewaltiges (glückliches oder unseliges) Verhängniß. S. M. der neugewählte König von Spanien fehlt auf der Liste — ein Beweis, wie unsere Zeit den Stichel des Künstlers überflügelt. S. H. dem Papste Pius IX. gedenken wir demnächst einen besonderen Artikel zu widmen. Im Folgenden müssen wir uns selbstverständlich auf die allgemeinen Data beschränken.

1. Franz Joseph I., Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn ꝛc., geboren am 18. August 1830, regiert seit 2. December 1848; als König von Ungarn gekrönt am 8. Juni 1867. — 2. Georg I., König der Hellenen, geb. 24. December 1845, regiert seit 1863. — 3. Kaiser Alexander II., geb. 29. April 1818, reg. seit 1855. — 4. Victoria, Königin des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland ꝛc., geb. 24. Mai 1819, reg. seit 1837. — 5. Wilhelm III., König der Niederlande, geb. 19. Februar 1817, reg. seit 1849. — 6. Wilhelm, König von Preußen ꝛc., geb. 22. März 1797, reg. seit 1861. — 7. Carl XV., König von Schweden und Norwegen, geb. 3. Mai 1826, reg. seit 1859. — 8. Leopold II., König der Belgier, geb. 9. April 1835, reg. seit 1865. — 9. Johann, König von Sachsen ꝛc. ꝛc., geb. 12. December 1801, reg. seit 1854. — 10. Ludwig II., König von Baiern, geb. 25. August 1845, reg. seit 1864. — 11. Victor Emanuel II., König von Italien, geb. 14. März 1820, reg. seit 1849. — 12. Großsultan Abdul-Aziz, geb. 9. Februar 1830, reg. seit 1861. — 13. Ludwig, König von Portugal, geb. 31. October 1838, reg. seit 1861. — 14. Christian IX., König von Dänemark, geb. 8. April 1818, reg. seit 1863. [2736]

1. Kaiser von Oesterreich.
2. König von Griechenland.
3. Kaiser von Russland.
4. Königin von England.
5. König der Niederlande.
6. König von Preussen.
7. König von Schweden.



8. König von Belgien.
9. König von Sachsen.
10. König von Baiern.
11. König von Italien.
12. Sultan der Türkei.
13. König von Portugal.
14. König von Dänemark.

Ein Besuch bei Alexander Dumas.*)

Von Gustav Rasch.

Es war im Hôtel de Bavière in Paris. Ein Frühlingstag schaute mit goldenen Sonnenaugen aus lichtblauem Himmelszelt in die Balconfenster des Zimmers. Carlotta Deckner wiederholte die letzten Sätze der Bach'schen Sarabande noch einmal. Die Saiten ihrer Cremoneser Geige erklangen unter dem meisterhaften Strich dieses Bogens in wunderbarer Weise. Nun schaute sie aus ihren schönen, dunkeln Augen zuerst ihre Geige an, bevor sie dieselbe auf den Tisch legte, dann lächelnd zu mir auf. Ich verstand den fragenden Ausdruck dieser Augen und rief lachend: „Als Sie eben den Satz zum ersten Mal spielten, Fräulein Carlotta, applaudirte ich; jetzt zum zweiten Mal hat Ihr Spiel auf mich eine solche Wirkung hervorgebracht, daß ich Sie, Ihre Geige und Ihr Spiel vergessen habe und nur noch in der Erinnerung den verklungenen Tönen lausche. Sie werden doch die Sarabande in Ihrem Concert spielen?"

Lachend legte Carlotta den Bogen aus der Hand und sagte: „Gewiß werde ich die Sarabande spielen. Ich werde den zweiten Theil meines Concerts damit beginnen. Aber wissen Sie, ich will denn doch wünschen, daß die Sarabande im Pleyel'schen Saale die Hörer zu einem langen und lauten Beifallsklatschen begeistert; das ist mir weit lieber, als ein stummes Entzücken, und wenn es noch so tief empfunden ist."

Nun applaudirte ich lange und laut und rief „brava"!

„Sind Sie nun zufrieden, Donna Carlotta?" fragte ich. „Ganz zufrieden," sagte sie lächelnd und reichte mir ihre Hand, welche ich an die Lippen drückte.

„Aber so applaudirt man nur, wenn das stumme Entzücken dem Applaus vorhergegangen ist."

„Nun; dann bin ich mit Beidem zufrieden, mit dem Entzücken und mit dem Applaus. Doch, was meinen Sie — wenn wir jetzt den Besuch bei Alexander Dumas machten? Das Concert ist übermorgen. Ich will ihn einladen. Sie wollten ihn ja auch besuchen? Schon vor acht Tagen war ich mit meiner Schwester Stefanie bei Dumas. Er war sehr liebenswürdig und soll mir heute eine Zeile in mein Album schreiben. Seine Tochter ist reizend. Sie ist zu dieser Zeit zu Hause."

„Schön! Fahren wir gleich zu Alexander Dumas. Ich habe auch Luise Mühlbach versprochen, ihren berühmten Collegen von ihr zu grüßen. Und die Sonne scheint so golden; einen Frühlingstag wie heute bringt der Januar in Paris selten."

Ich klingelte und bestellte den Wagen. Der Weg aus der Rue du Conservatoire nach dem Boulevard Malesherbes ist weit. Nach einer halben Stunde hielten wir vor einem vierstöckigen, palastähnlichen Hause auf dem Boulevard Malesherbes, nicht weit vom Park Monceau. Ueber breite, bequeme Marmorstufen stiegen wir in den vierten Stock des Hauses. Auf den Klingelzug öffnete sich die Flügelthür. Eine ältliche Dienerin erschien und nahm unsere Karten in Empfang.

Ich dachte unwillkürlich an jene orientalischen Märchenerzähler, die ich in Constantine und auf den Oasen der afrikanischen Wüste gesehen hatte, als wir ins Zimmer traten, und ich den großen, kräftigen Mann mit dem feurigen Creolenblick und dem dichten, hochstehenden Haar am Fenster erblickte. Er saß an einem Tische von geschnitztem Eichenholz, das Gesicht der Thür zugewandt, und erhub sich lächelnd von seinem Sessel, als sein Auge auf Carlotta fiel, welche, wie ich erwähnte, mit ihrer Schwester schon einmal bei ihm gewesen war. Das früher schwarze Haar war ganz weiß geworden; Farbenton und Bildung der unteren Gesichtspartie bezeugten seine Abkunft von farbigen Eltern. Denn der Teint war fast olivenfarbig; die Lippen und das Kinn waren negerartig ausgeprägt. Dumas ist in Villers-Cotterets am 24. Juli 1803 geboren, war also sieben und sechzig Jahr alt. Sein Großvater war der Marquis Antoine Davy de la Pailleterie, der einige Jahre hindurch die Stelle eines Gouverneurs von St. Domingo bekleidete. Aus seiner Verbindung mit der Negerin Tinette Dumas stammte ein von ihm legitimirter Sohn. Mit letzterem kehrte der Marquis de la Pailleterie nach Frankreich zurück, als die große Revolution ausbrach und die demokratische Republik auf den Trümmern des Königsthums erbaute. Der Sohn des Marquis de la Pailleterie konnte mit dem Namen und Titel seines Vaters Nichts beginnen; er nahm den Namen seiner Mutter an und trat als einfacher Soldat in die französische Armee. Durch seine Tapferkeit und durch seinen Muth sich auszeichnend, stieg er von Stufe zu Stufe. Das Kaiserreich fand ihn als Divisionsgeneral vor. Aber der General der Republik konnte sich mit dem Empire nicht zurecht finden. Er erhielt seinen Abschied, zog sich nach Villers-Cotterets zurück und starb dort ohne Vermögen im Jahre 1806. Der Sohn dieses Generals Dumas und Enkel des Marquis de la Pailleterie und der Negerin Tinette Dumas ist der berühmte Verfasser des Monte Christo.

Carlotta stellte mich ihm vor. Er hieß uns in freundlicher und gewinnender Weise willkommen, und ein Secretair oder Diener, der sich mit im Zimmer befand und am Fenster stand, schob uns zwei Sessel an das lodernde Kaminfeuer, welches eine behagliche Wärme in dem nicht großen Raume verbreitete. Die Fenster des Zimmers gingen auf den Boulevard; die breite, den Fenstern gegenüberliegende Wand war mit prächtigen Waffen, Bildern von freilich unbedeutendem Werthe und Nippsachen decorirt. Aehnlich die Wand oberhalb des Kamins, während fast die ganze Breite und Höhe der letzterem gegenüberliegenden Wand ein lebensgroßes, als Kniestück gemaltes Oelbild eines jüngeren Mannes einnahm. „Mein Sohn," sagte Alexander Dumas lächelnd, als er bemerkte, daß ich dem Bilde meine Aufmerksamkeit zuwandte, und ließ seinen Blick mit einem Ausdruck besonders liebevoller Zärtlichkeit auf dem Bilde ruhen. „Er liebt die schönen Damen gar nicht," fügte er hinzu, sich zu Carlotta wendend. Aber vergebens suchte ich dabei einen Zug von Ironie in seinem Antlitz. Ich konnte auf diesem olivenfarbenen, lächelnden Gesicht nur einen Ausdruck von Zärtlichkeit entdecken, als er zu dem Bilde aufsah. Das ganze Möblement des Zimmers bestand aus einigen Sesseln, dem Tische von geschnitztem Eichenholz und einem riesigen, mit einer buntfarbigen Decke belegten Bette, welches, den Fenstern gegenüber an der mit Waffen decorirten Wand stehend, fast die Hälfte des Zimmers einnahm. Auch die Kleidung, welche Alexander Dumas trug, war der Kleidung ähnlich, in welcher ihn Schmidt-Weißenfels in Brüssel fand und in seinem trefflichen Werke: „Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration" geschildert hat. Er trug weite, leinene Beinkleider, Hausschuhe von grünem Leder, einen kurzen, blusenartigen Rock von dunkelblauem Sammet, der vorn offen war und ein Hemd von gelber Seide sehen ließ. Der starke, nervige Hals war bloß; unter den Hemdkragen war ein buntes Tuch geschlungen.

„Wo ich Sie zum ersten Male gesehen habe, Herr Dumas, wissen Sie gewiß nicht," sagte ich, als wir mit den Einleitungs- und Vorstellungsformalitäten zu Ende waren; „es war vor fast zehn Jahren in Neapel, an der Thüre des „cabinetto riservato", im Museo borbonico, welches Sie hatten öffnen lassen. Ich begleitete den Hauptmann, der mit uns eintrat."

„Ja, ich entsinne mich; ein Officier, ein Herr in einem Civilanzug und einige Soldaten traten mit den Maurern ein, welche die Thür auf meinen Befehl erbrochen hatten. Der Herr im Civilanzug waren Sie?"

„War ich. Das Gemach hatte nur ein gewölbtes, vorher zugemauertes Fenster. Die Vermauerung war zur Hälfte heruntergebrochen. Die Steine und der Kalk lagen noch am Boden. Das Mittagssonnenlicht fiel durch die Oeffnung auf die Statuen und Gruppen, welche die Schatten einer fünfundzwanzigjährigen Nacht bedeckt hatten, und beschien sie so hell und warm, daß die wunderbar schönen Glieder aufzuleben schienen. Der Funke des Prometheus hauchte ihnen Leben und Bewegung ein. Es war mir, als wenn diese Götterbilder von ihren Piedestalen hinabstiegen und auf uns zuschritten. Uebrigens haben wir beide noch ein Land und noch einen Ort, außer Italien und Neapel, gesehen, wenn auch nicht zu derselben Zeit," sagte ich, „Spanien und das fürchterliche Schloß If, in dessen Kerkern Ihr berühmter Roman Monte Christo beginnt. Die alte, verwitterte Castellansfrau — Sie kennen sie wohl — führte mich, nachdem ich die Gefängnisse des Herzogs von Orleans und der eisernen Maske gesehen hatte, in die Kerker des Abbé Faria und Edmond d'Antés."*)

Alexander Dumas lächelte. „Faria und Edmond d'Antés haben nie existirt," sagte er, „sie sind Schöpfungen meiner Phantasie. Also die alte Frau erzählte von ihnen, wie von Personen, die sich wirklich in den Kerkern des Schlosses If befunden hätten? Sonderbar!"

„Allerdings. Edmond d'Antés und Faria befanden sich auch wirklich in den Kerkern des Schlosses If. Der erstere war dort zwölf, der andere vierzehn Jahre eingesperrt. Faria starb, wahnsinnig geworden, im Kerker. Er war wahrscheinlich ein italienischer Verschwörer. Edmond d'Antés wurde nach einer Haft von vierzehn Jahren entlassen. Er war bonapartistischer Conspirationen verdächtig. Vor Gericht gestellt sind beide Gefangene nie. Die beiden Unglücklichen wurden auf einen Befehl des Königs von Frankreich verhaftet und in Schloß If eingekerkert."

Alexander Dumas schaute mich mit einem Blicke an, wie man Jemanden ansieht, der eine unglaubliche Geschichte mit größter Bestimmtheit als Wahrheit erzählt. Dann sagte er: „Edmond d'Antés und Faria haben nie gelebt; ich habe Beide erfunden."

„Sie sind im Irrthum. Beide sind geschichtliche Personen, welche Sie für Ihren Roman illustrirt haben. Der Graf von Monte Christo ist allerdings die Schöpfung Ihrer Phantasie; aber der Capitain Edmond d'Antés ist eine historische Person, ebenso wie der Abbé Faria."

Das Gespräch wurde mir immer interessanter. Wie hätte ich jemals daran gedacht, als ich eins der ersten und berühmtesten Werke des Schöpfers des historischen französischen Romans las, daß ich mich mit ihm in Paris darüber herumstreiten würde, ob zwei seiner interessantesten Persönlichkeiten Dichtung oder Wahrheit seien! Ich berief mich einfach auf die geschichtlichen Thatsachen der damaligen Epoche; Dumas blieb hartnäckig bei seinen Behauptungen, indem er die von mir vorgebrachten Thatsachen ignorirte. „Nun werde ich Ihnen den Beweis führen, daß ich die beiden Persönlichkeiten erfunden habe," sagte er endlich. „Hören Sie! Als mein Roman, der ‚Graf von Monte Christo' in Frankreich so großes Aufsehen machte, bot mir die Stadt Marseille Grundstück und Garten der Mercedes als Geschenk an. Das Grundstück wurde gesucht, aber nicht gefunden. Ich erwiederte der Commune von Marseille ganz einfach, daß Mercedes eine Schöpfung meiner Phantasie sei, die Commune also auch das Grundstück, welches die Geliebte von Edmond d'Antés bewohnt habe, nicht ausfindig machen könne. Sind Sie nun überzeugt?"

„Nicht im mindesten! Ich gebe Ihnen gern zu, daß Mercedes nie existirt hat. Aber ich bleibe dabei, Edmond d'Antés und Faria sind geschichtliche Personen. Ich habe, als ich die Geschichte jener Epoche studirte, um über das Schloß If zu schreiben, beide Personen als wirklich existirend in der Geschichte gefunden."

Unser Streit konnte natürlich zu keiner Entscheidung gelangen, da ein Historiker als Schiedsrichter fehlte. Wir brachen das Gespräch ab. Carlotta lud Dumas zu ihrem Concert ein, indem sie ihm zwei Billets auf den Tisch legte; er dankte ihr mit liebenswürdigen Worten, bedauerte aber, nicht kommen zu können, da er niemals ausgehe; indeß seine Tochter würde an seiner Statt das Concert besuchen. „Kennen Sie meine Tochter?" fragte er mich dann und sagte dem Secretair, als ich die Frage verneinte: „Rufen Sie meine Tochter! Sie sollen meine Tochter kennen lernen."

Während der Secretair sich entfernte, fragte Carlotta ganz erstaunt: „Sie gehen nie aus, Herr Dumas? Weshalb denn nicht?"

„Ich habe keine Lust, die sechs und achtzig Stufen zu meiner Wohnung hinab- und hinaufzusteigen. Ich bin ein alter Mann. Mein Sohn —" dabei schaute er das lebensgroße Bild des Verfassers der Camelíendame wieder mit zärtlichen Blicken an — „kommt häufig zu mir und bittet mich, mit ihm auszugehen; aber ich muß ihm seinen Wunsch immer abschlagen."

„Aber besuchen Sie kein Theater?" fragte Carlotta weiter. „Sehen Sie kein neues Stück?"

„Nein; das macht mir keine Freude. Ich habe selbst zu viel Theaterstücke geschrieben und mag keins mehr sehen."

„Sie hören auch keine Oper?"

„Nein; ich habe zu viel Musik gehört."

Der Secretair trat wieder ein und meldete, daß Madame sogleich erscheinen würde. Carlotta bat den Verfasser des Monte Christo um ein Autograph für ihr Album. Er ließ sich Dinte und Feder von seinem Secretair reichen, nannte Carlotta „mon bijou" und beschrieb ein Blatt ihres Albums. Sie verlangte ein zweites Autograph für eine Freundin in Deutschland. Dumas beschrieb ein zweites Blatt. Ich erzählte ihm von Luise Mühlbach, seiner berühmten Collegin auf dem Gebiete des deutschen historischen Romans. Er hatte noch kürzlich einen Artikel über die deutsche Romanschriftstellerin in der Revue de deux mondes gelesen und trug mir seine Grüße an sie auf. Ich fragte nach seiner gegenwärtigen schriftstellerischen Thätigkeit; er antwortete mir, daß er momentan im Feuilleton des Siècle unter dem Titel: „Création et rédemption" seinen neuesten Roman veröffentliche; er halte ihn für einen seiner besten Romane. Dann sprach er mit Carlotta von Pesth, wo er gewesen sei, um Vorlesungen zu halten und einige seiner Stücke auf dem ungarischen Theater aufführen zu sehen, und erkundigte sich mit großem Interesse nach Frau von Bulyowska.

Unser Gespräch wurde durch den Eintritt einer Dame unterbrochen. Sie war von großer und schlanker Gestalt; die obere Hälfte ihres Gesichts war regelmäßig und schön. Reiches, dunkelbraunes, fast schwarzes Haar, in Flechten aufgebunden, umgab eine edle, hohe Stirn; die Augen waren groß, dunkel und glänzend. Ich konnte keinen Moment zweifeln, wer die Dame war, die in das Zimmer trat. Carlotta erhob sich von ihrem Sessel und wurde von ihr mit herzlichen Worten begrüßt. Alexander Dumas wandte sich zu mir und sagte: „Meine Tochter," indem er ihr die Hand reichte und sie mit zärtlichen Blicken ansah. Sie ließ sich auf einem Sessel nieder, den ich an das Kaminfeuer schob, und versprach Carlotta, ihr Concert zu besuchen; wir plauderten einige Minuten von dem goldenen Frühlingstag draußen und von der Musik, und Carlotta erzählte mir von dem großen Malertalent der Tochter Dumas. „Zeigen Sie doch dem Herrn die Bilder aus dem Faust im Salon," bat sie. Sie erklärte sich bereit, mich in den Salon zu führen. Wir standen auf und verabschiedeten uns von Alexander Dumas. Er küßte Carlotta die Hand und überreichte ihr einen Empfehlungsbrief, den er währenddem durch seinen Secretair an einen seiner literarischen Freunde behufs einer Besprechung ihres Concerts in einigen Journalen hatte schreiben lassen.

Die einzige Tochter Alexander Dumas war mit einem Spanier verheirathet, ist aber seit einigen Jahren von ihm geschieden. Seit dieser Zeit lebt sie bei ihrem Vater, seinem Haushalte vorstehend. Zwischen Vater und Tochter besteht ein sehr herzliches Verhältniß. Seit der Trennung von ihrem Gemahl hat sie wieder den berühmten Namen ihres Vaters angenommen. Alexander Dumas war seit Jahr und Tag einmal wieder in sehr derangirten Verhältnissen. Streng genommen, waren seine finanziellen Verhältnisse wohl immer derangirt, trotz der Millionen, welche er durch seine massenhaften Romane und Theaterstücke eingenommen hat. Schwerlich hat ein anderer europäischer Schriftsteller die Einnahmen Dumas' gehabt. Aber für ihn hat das Geld durchaus keinen Werth. Er kam als ganz junger Mensch von noch nicht zwanzig Jahren nach Paris und bezog eine Dachstube an der „place des Italiens". Bis dahin hatte er als Schreiber bei einem Notar in Villers-Cotterets gearbeitet. Dort wohnte damals die Familie de Leuven, welche das Jahr 1815 aus Paris verbannte. Ein Mitglied dieser Familie, Adolphe de Leuven, hatte ein kleines dramatisches Talent, beschäftigte sich mit dem Schreiben von Vaudevilles und ermunterte den achtzehnjährigen Dumas, ebenfalls auf diesem Gebiete sein Glück zu versuchen. Sie schrieben nun zusammen drei Stücke, welche indeß das Unglück hatten, von allen Pariser Theaterdirectionen zurückgewiesen zu werden. Aber Alexander Dumas verlor den Muth nicht. Einige Louisd'ors in der Tasche, kam er in Paris an und bezog die Wohnung in der Mansarde an der „place des Italiens". Er machte den Freunden seines verstorbenen Vaters, den Marschällen Jourdan und Sebastiani, sowie dem Herzog von Belluno Besuche; die Aufnahme, welche er fand, war indeß wenig ermuthigend. Endlich fand er im General Foy einen Beschützer. Der General verschaffte ihm eine Stelle auf dem Secretariat des Herzogs von Orléans mit 1200 Francs Gehalt, weil er eine sehr schöne Hand schrieb. „Ich werde von meiner Handschrift leben, General," sagte er zu General Foy, „aber das verspreche ich Ihnen, eines Tages werde ich von meiner Feder leben." Alexander Dumas hat bald genug sein Wort gelöst. Er hat von seiner Feder verschwendet, wie wohl kein anderer Schriftsteller. Sein Sohn ist desto sparsamer. Im Anfang ging's freilich recht schlecht. Ein mit seinem Mitarbeiter in Villers-Cotterets geschriebenes Stück erlebte das Schicksal der früheren. Es kam gar nicht zur Aufführung. Ein neues Stück brachte vier Francs ein, ein drittes sechs Francs. Zwei Dramen kamen wieder nicht zur Aufführung. Nun schrieb Dumas seine Tragödie Christine und fand in Charles Nodier einen Beschützer. Charles Nodier bewog den Baron Taylor, Königlichen Commissar vom Theater français, das Stück zur Aufführung anzunehmen. Da kam ein neues Unglück über Dumas. Baron Taylor reiste nach Egypten, und sein Secretair weigerte sich, das Stück aufführen zu lassen. Dumas war außer sich. Endlich vereinigten sich die streitenden Parteien, an die Entscheidung Picard's zu appelliren. „Haben Sie Vermögen?" fragte Picard Alexander.

„Nicht einen Sous."

„Wovon leben Sie denn?"

„Von einer Stelle mit 1200 Francs."

„Nun, lieber Freund, so bleiben Sie ruhig auf Ihrem Büreau." Die Antwort war niederschmetternd. Dennoch schrieb Dumas jetzt sein Drama: „Henri III. et sa cour." Mit der Protection des Herzogs von Orléans, der ihm auch statt seiner schlecht besoldeten Schreiberstelle eine gut dotirte Stelle als Bibliothekar in der Bibliothek des Palais Royal verlieh, gelang es ihm, das Stück auf dem Theater français zur Aufführung zu bringen. Es machte Glück; die Trilogie von der schwedischen Christine, welche im Jahre 1830 auf dem Odeontheater zur Aufführung gelangte, war von hinreißender Wirkung. Der Glücksstern Alexander Dumas' war am dramatischen Himmel Frankreichs aufgegangen. Von Jahr zu Jahr stieg er höher, leuchtete immer glänzender und prächtiger und beschenkte Dumas ebenso mit riesigen Erfolgen, wie mit fabelhaften Summen von Goldstücken. Einige Jahre später erwachte in dem Dramatiker sein riesiges Erzählertalent, und nun wetteiferten Bühne und Roman für den glücklichen Schriftsteller in Erfolgen, und die Zeit, von der der arme Schreiber auf dem Secretariat des Herzogs von Orléans einst so vertrauensvoll zu dem General Foy gesprochen hatte, als er ihm sagte: „Je vais vivre de mon écriture; mais je vous promets de vivre un jour de ma plume," war schnell genug gekommen. Und wie lebte der ehemalige arme Schreiber von seiner Feder! Er verschwendete in Reisen, Landhäusern, Pferden, Geschenken, Diners und Soupers Millionen. Der goldene Regen fiel Jahrzehnte hindurch in ein durchlöchertes Sieb. Eines Tages machte Dumas bei einem Freunde einen Besuch. „Ich habe zu Haus vergessen, Geld einzustecken", sagte er, „gib mir zwanzig Louisd'ors." Der Freund

*) Alexander Dumas ist am 5. December v. J. in Dieppe gestorben. Der Besuch unseres Mitarbeiters, Herrn Dr. jur. Gustav Rasch, bei dem berühmten Romanschriftsteller fand im Februar v. J. in Paris Statt. Wir hoffen unseren Leserinnen mit der Schilderung des Besuchs gerade jetzt eine interessante Gabe zu bringen. D. R.

*) Von der Nordsee in die Sahara. Von Gustav Rasch. Berlin 1869.

gab ihm die Goldstücke. Dumas steckte sie in die Tasche und schenkte sie dem Bedienten, der ihm den Paletot anzog. Dann fuhr er weiter. Nach einer Stunde kam er zu einem andern Bekannten. Er wollte den Fiacre fortschicken, griff in die Tasche und bemerkte, daß er kein Geld habe. Er lieh sich von seinem Bekannten zehn Louisd'ors und schenkte sie vor der Hausthür dem Fiacrekutscher, um dann einen Spaziergang zu Fuß auf den Boulevards zu machen. Derartige Anecdoten von Alexander Dumas kann man sich in Paris zu Hunderten erzählen lassen. Als die durch die letzte Revolution vertriebene Königin Isabella von Spanien als fünfzehnjähriges Mädchen durch die Intriguen der Moderado's, die selbst das Regiment in Händen behalten wollten, auf den Thron gelangt war, wußte sich Dumas eine Mission nach Madrid zu verschaffen. Er nahm für sie den Titel seines Großvaters Marquis de la Pailleterie wieder an und verdunkelte in Madrid durch seinen fabelhaften Aufwand bei den Krönungsfeierlichkeiten die Gesandten aller Könige Europa's. Bei einem Stiergefecht warf er dem Toreador, der den Stier tödtete, ein mit Brillanten gesticktes Cigarrenetui in den Circus, welches einen Werth von dreißigtausend Francs hatte. Bei einer solchen Verschwendung ist in dem Sieb von dem Goldregen, den Jahrzehnte hindurch die französische Bühne und das französische Lesepublicum hineinschütteten, kein Goldstück hängen geblieben. Als ich den Verfasser des Monte Christo in seiner vier Treppen hoch belegenen Wohnung auf dem Boulevard Malesherbes mit Carlotta Deckner besuchte, hatten kurz vorher seine Gläubiger sich wieder einmal genöthigt gesehen, seine Einnahmen zu administriren und ein Comité zu bilden, welches seine Schulden bezahlte und seiner Tochter jährlich eine Summe gab, mittelst der sie die täglichen Ausgaben des sehr bescheidenen Haushalts bestritt. Der Salon, in den sie mich und meine schöne Begleiterin führte, zeichnete sich weder durch Räumlichkeit noch durch Pracht aus. Seinen Hauptschmuck bildete eine Reihe von Scenen aus dem Faust, die der Pinsel Marie Dumas' auf den Goldgrund der Ledertapete der Wände gemalt hatte. Es war trotz des goldenen Frühlingssonnenscheins draußen recht kalt im Salon. In dem Marmorkamin brannte kein Feuer. „Kommen Sie in mein Zimmer; es ist hier zu kalt," sagte Marie Dumas, nachdem ich einige Minuten Faust, Gretchen und Mephisto bewundert hatte. Das Zimmer lag nach dem innern Hofe des Hauses und war mit Geschmack und Comfort eingerichtet. Das einzige Fenster verstellten exotische Topfgewächse. Ein dicker, türkischer Teppich bedeckte den Boden. In der Ecke neben der Thür stand ein Fortepiano. Die Wände waren mit einigen Gemälden und Nippsachen decorirt. Den Marmorkamin schmückte in seiner ganzen Länge eine treffliche Kreidezeichnung von der Hand der interessanten Bewohnerin des Gemachs. Wir saßen noch eine halbe Stunde vor dem lodernden Feuer und plauderten von Musik, von Spanien, wohin Marie Dumas ihren Vater auf einer seiner Reisen begleitet hatte und von allerlei interessanten Pariser Geschichten.

Einige Tage nach meinem Besuche bei Dumas begegnete ich dem Geschäftsträger des Königs von Hannover in Paris im Tuileriengarten. Ich erzählte ihm von dem Besuche. „Was?" sagte er lachend, „Dumas hat Ihnen gesagt, daß er nie ausgeht, daß er nie das Theater besucht, daß er keine Musik hört? Noch vor einigen Tagen sah ich ihn auf dem Boulevard des Italiens. Er besucht häufig das Theater, denn er ist viel zu eitel, um sich nicht dann und wann dem Publicum in einer Prosceniumsloge zu zeigen. Er sprach mit Zärtlichkeit von seinem Sohn? Ich sage Ihnen, daß Vater und Sohn mit einander gar keinen Verkehr haben. Nur die Zärtlichkeit und Liebe für seine Tochter ist von Allem wahr; sie ist eine vortreffliche, liebenswürdige und talentvolle Frau. Aber ich will nicht behaupten, daß Dumas Ihnen absichtlich diese Unwahrheiten gesagt hat. Er besitzt eine riesenhafte Phantasie. Als Sie ihn mit Carlotta Deckner besuchten, hat er vielleicht gerade das Alles wirklich geglaubt. Vielleicht war er eben in seinem neuen Roman bei der Schilderung eines Leberkranken, der niemals sein Zimmer verläßt, keine Musik hört und kein Theater besucht; oder er schilderte gerade einen zärtlichen Vater — und nun hat ihm seine Phantasie vorgespiegelt, er sei der zärtliche Vater selbst oder der Leberkranke. Wenn Sie wollen, gehen wir zusammen noch einmal nach dem Boulevard Malesherbes, um Dumas und seine schöne Tochter zu besuchen."

Leider war ich verhindert, meinen Besuch bei dem berühmten Verfasser des Monte Christo zu wiederholen und mit ihm darüber ins Klare zu kommen, ob Capitain Edmond d'Antés und Abbé Faria wirklich gelebt haben oder ganz und gar Schöpfungen seiner riesenhaften Phantasie sind. Ich verließ Paris, ohne Alexander Dumas wieder gesehen zu haben. [2644]

Bosco's Tod.

Bosco! Wem fallen beim Klange dieses Namens nicht große und kleine, blanke Metallbecher, kleine und große schwarze Kugeln von Korkholz, eine ungeheure Masse französischer Spielkarten, zertrümmerte, durch einen Pistolenschuß aber reparirte und an die Wand geschossene Taschenuhren, Täubchen mit goldnen Ringen um den Hals, die vorher von dem Zauberer gänzlich unbekannten Herren und Damen im Publicum entliehen worden, zerschlagene Hühnereier, in denen Ducaten schlummern, gerupfte Vögelchen in der Pfanne, die eben gebraten werden und auf einen abermaligen Pistolenschuß neubefiedert, gesund und fröhlich von dannen fliegen, und dergleichen Wunderdinge mehr ein! Bosco war der erste Tausendkünstler, den ich kennen lernte. Ach, wie lange ist's her! Ich war ein Junge von etwa elf Jahren, als seine Zauberformel: „spiriti miei ubbidite!" zum ersten Mal in mein Ohr fiel. Er stand damals in der Blüthe italienischen Mannesalters; in Deutschland hätte er seinen Jahren nach noch für einen Jüngling gegolten. Ich sehe ihn noch vor mir, den schönen Bolognesen, in Escarpins mit silbernen Schnallen, schwarzen Tricots und kurzem, schwarzem Sammetrock mit ganz kurzen Aermelchen, schneeweißer Halskrause und ebenso weißen, vollen Armen, mit den alabasternen, schön geformten Händen, die unter der Devise: Geschwindikeit ßein keini Exenkuunste" arbeiteten und zu verzaubern schienen, was sie berührten.

Spiriti miei ubbidite! O lange, weit über ein gewöhnliches Menschenalter hinaus haben sie ihm gehorcht, seine Geister, wenn il Bosco (er nannte sich nie anders, als „der Bosco") sie anrief. Aber endlich wird auch der beste Zauberer alt, und sein Commandostäbchen von Ebenholz vermag jenes Ungethüm mit Sanduhr und Hippe nicht fortzubannen. Nur noch einmal im Leben sah ich il Bosco wieder; es war in Berlin in den vierziger Jahren, so vielleicht um 1845. Er hatte noch immer großen Zulauf, zeigte aber nicht mehr seine weißen, runden Arme, denn er war alt geworden, „der Bosco", und seine schönen Hände ließen ein leises tremito bemerken, wenn er mit den silbernen Bechern und schwarzen Kugeln agirte; aber sowohl in diesen, wie in vielen anderen Kunststücken stand er noch immer unübertroffen da.

Nicht lange darauf ging von Dresden aus die traurige Notiz durch die Zeitungen, der berühmte Zauberer sei gestorben. Wie endete il Bosco? Lange konnte ich Nichts in Erfahrung bringen über seine letzten Stunden; vor kurzem erst wußte ein Freund mir davon zu erzählen.

In dem schönen Elbflorenz hatte Bosco's Zauberstäbchen zum letzten Mal seine Geister commandirt. Aber ach! ein anderer, jüngerer Tausendkünstler — der Name ist mir entfallen — war gleichzeitig in Dresden und machte dem alten Bosco böse Concurrenz. Er war zwar ein Pfuscher neben dem originellen und geschickten Italiener, jedoch hatte er ihm Eins und das Andere abgelernt und er war jung an Jahren, hatte die Damen auf seiner Seite und verstand es, sich mit der Dresdener Localpresse gut zu stellen. Kurz, der alte Bosco, der seit einem Menschenalter gewohnt war, sich für den größten aller lebenden und dagewesenen Taschenspieler Europa's zu halten, und keinen Nebenbuhler dulden konnte, ärgerte sich höchlich und wurde krank vor Aerger.

Einigen Trost gewährte ihm die Theilnahme einer aristokratischen Dame aus Rußland, die seit Wochen in einem Dresdener Gasthofe wohnte und „den Bosco", welchen sie von seinen Zauberpoiréen in St. Petersburg her kannte, häufig zu sich einlud. Nach einem Souper bei dieser Dame hatte er den anwesenden Gästen einige Proben seiner Kunst zum Besten gegeben. Es war spät geworden, die meisten Gäste hatten das Hôtel verlassen, Bosco und der Freund aber, dem wir diese Mittheilungen verdanken, waren noch en petit comité bei der Gräfin zurückgeblieben; als man sich trennte, hatte es längst ein Uhr geschlagen, und selbst der Portier war nicht mehr an seinem Platze.

Man suchte nach dem Hausknecht und fand diesen zwar, aber in festem Schlaf. Als nun Bosco und sein Begleiter von ihm Auslaß begehrten, knurrte er wie ein Cerberus und endlich wild auffahrend packte er den alten Italiener mit nerviger Faust bei der Brust. Der deutsche Begleiter stieß den schlaftrunkenen Grobian zurück und befreite Bosco, der sich mit vieler Grazie dadurch rächte, daß er dem Flegel eine goldige Orange, welche zweifelsohne von der gräflichen Tafel droben stammte, aus dem Hemdkragen zog und dieselbe ihm als Douceur überreichte. Am nächsten Morgen verließ unser Gewährsmann Dresden auf ein paar Tage. Bei seiner Rückkehr sagte man ihm, daß il vecchio Bosco schwer erkrankt sei und wohl nicht wieder aufkommen werde. Er machte ihm sofort einen Besuch und fand leider die Hiobspost bestätigt. Da lag der arme alte Zauberer bleich und elend; er war zum Erschrecken abgemagert, und auf seinem gelblichen Antlitz, das durch ein um den Kopf geknüpftes seidenes Tuch von ähnlicher Farbe noch mumienhafter aussah, zeigte sich bereits jener fatale Zug, welchen man den hippokratischen zu nennen pflegt. Auf einem Tische neben dem Bette lag zwischen Medicingläsern und Apothekerschächtelchen sein schwarzes, mit Gold und Edelsteinen verziertes Zauberstäbchen. Das Fenster des Zimmers lag nach dem Plauen'schen Grund hinaus, und man konnte aus ihm das Schlachtfeld von 1813 übersehen und in der Ferne das Denkmal Moreau's erkennen. Die Sonne schien hell und freundlich in das stille Gemach, wo „der Bosco", der einst ganz Europa in Staunen gesetzt, seinen letzten Athem aushauchen sollte. Er erkannte den Freund und vermochte noch zu sprechen, aber nur wenig und unheimlich leise. Er wußte, daß seine Stunde geschlagen, und schien ruhig und gefaßt zu sein.

Der Freund suchte ihn mit der Hoffnung zu trösten, daß er bald wieder genesen werde, wenn auch längere Zeit vergehen dürfte, bevor er seine Vorstellungen wieder aufnehmen könne.

„O niemals," erwiederte der Kranke wehmüthig dem Tröstenden, „niemals wird der Bosco wieder rufen: Spiriti miei ubbidite! vor dem Publicum und zeigen, daß Geschwindikeit ßein keini Exenkuunste. Giammai!" Er griff nach dem Tischchen, auf dem ein weißes Batisttaschentuch neben seinem schwarzen Zauberstäbchen lag, und erfaßte beide Gegenstände. Nachdem er sich mit dem Tuche Aug' und Stirn getrocknet, legte er es ausgebreitet auf seine Brust, spielte mit dem Commandostäbchen seiner spiriti und zog endlich, indem er mit zwei Fingern auf und ab streichelte, wehmüthig lächelnd, eine schwarze Korkkugel und nach dieser einen ziemlich großen Gummiball aus dem Ebenholz. Beides legte er auf das ausgebreitete Batisttuch und faltete letzteres über den Bällen wie einen Brief zusammen, so daß die Gegenstände nicht mehr zu sehen. Dann bat er den Freund, das Tuch aufzunehmen und auszuschwenken. Kugel und Ball waren verschwunden. Bosco lächelte, tippte mit dem Stäbchen auf die linke Wange des überraschten Besuchers, zog ihm sanft die Zauberdinge aus der Nase, legte sie in seine linke Hand und schloß dieselbe. Dann bat er den Freund, nun selbst das Zauberstäbchen zu ergreifen und damit diese Hand zu berühren. Im Moment, da jener dies that, lispelte il Bosco leise sein spiriti miei ubbidite und öffnete die Hand. Kügelchen und Ball waren nicht mehr da, wohl aber eine grüne Pomeranze, die er dem Freunde überreichte. Man klopfte behutsam an die Thür des Sterbezimmers. „Sarà il mio confessore," sagte Bosco. Der Priester mit einem Akoluthen trat ein. „A rivederci, carissimo!" rief Bosco und reichte dem Freunde, der sich nun empfahl, die bleiche Hand. Addio, addio! hörte dieser noch, als er die Thür leise hinter sich anzog. Zwei Stunden später war Bosco zu seinen spiriti eingegangen.

[2714] H. Truhn.

Gute Küche.

Das Herdfeuer ist die Flamme des Hausaltars, und die deutschen Frauen sollten es hüten als Symbol häuslichen Glückes!

Die Gesundheit der Kinder, die Zufriedenheit des Mannes haben ihre Quelle zumeist in einer guten Küche; leider hören unsere Töchter in neuester Zeit nicht gern hiervon reden. Der Drang, in der Welt zu leben und männliche Geschäftszweige zu ergreifen, hat das Haus und die weiblichen Beschäftigungen sehr in den Hintergrund geschoben. Es ist sogar vielfach behauptet worden, daß eine Magd vollkommen ausreichend sei, um die Küche zu besorgen. Aber das ist ein großer Irrthum; gerade zum Kochen ist vielseitige Bildung unentbehrlich. Auch gehören feine Organe dazu, man muß nicht nur einen guten Geschmack, sondern auch gebildete Geruchsnerven dazu haben; sonst werden verdorbene Speisen nicht erkannt und verbannt. Ob das Fleisch dumpfig, die Milch angebrannt, die Citrone bitter, das Ei multrig, die Butter ranzig, das Bier sauer, der Essig im Gährungsproceß begriffen — das kann nur durch eine feine Nase und eine noch feinere Zunge ermittelt werden. Welche Gefahr für die Gesundheit aber in diesen scheinbar so geringfügigen Umständen liegt, kann jeder Arzt sagen, wenn man es nicht etwa selbst schon erfahren hat. Nur die häusliche Küche vermag davor zu schützen, und es ist den Freiern wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie ihren Auserwählten das Verschen wiederholen:

„Du Huldgestalt mit Liljenhänden,
Nähst Du mir auch den losen Knopf,
Beugst Dich hinab zum Suppentopf
Und kannst Du auch den Braten wenden?"

Unsre jungen Mädchen drängen sich zu Lehrcursen aller Art, aber ein Küchenexamen würden wohl die Wenigsten bestehen. Allerdings sind auch die schlechten Hilfsmittel der wichtigen Kunst zu kochen vielfach an dieser mangelhaften Ausbildung Schuld. Nicht wenige Kochbücher leiden an Ungenauigkeit, Undeutlichkeit und Ungewißheit. Ein wirklich sicherer Wegweiser für junge, unerfahrene Küchencandidatinnen ist kaum schon vorhanden*).

Es sei uns gestattet, von den neueren Kochbüchern das eine und andere zu besprechen. Wir beginnen heute mit einem solchen, dessen Verfasserin all den jungen Damen, die sich zu vornehm dünken, um die Küche zu besorgen, als Vorbild und Beispiel dienen kann, denn sie stammt aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Im Gegensatz hierzu könnte ein Kochbuch aus gräflichen Händen vielleicht bei dem großen Publicum Verdacht erregen und für unbrauchbar gehalten werden, aber schon ein Blick auf den Titel desselben wird die Ueberzeugung geben, daß das in Rede stehende Werk für alle Stände geschrieben wurde. Es heißt:

Die gute Küche. Eine Sammlung von Gerichten für Reiche und Arme, Gesunde und Kranke. Von der Gräfin zu Münster, geb. Lady Harriet St. Clair. Deutsch herausgegeben und mit einer Vorrede versehen von G. Grafen zu Münster. Berlin. Verlag von Otto Janke.

Die Gräfin Münster, eine geborene Engländerin und Besitzerin eines großen aristokratischen Hauses in Deutschland, war in der That die Verkörperung des weiblichen Ideals, nämlich eine praktische, selbstthätige Hausfrau und zugleich eine feingebildete, liebenswürdige Dame; sie wußte mit der Vielseitigkeit ihres Geistes das Problem zu lösen, die nützliche wie die schöne Aufgabe des Weibes zu erfüllen. Das Lob, welches ihr in der Vorrede ihres Mannes gespendet wird, ist ein Denkmal ihrer häuslichen Tugenden.

Die höhere Richtung ihres Kochbuchs wird schon dadurch bewiesen, daß sie in ihrer Kücheneinrichtung hauptsächlich Rücksicht auf Kranke genommen hat. Die stärkenden Suppen und Getränke werden besonders in der jetzigen Zeit vielfach angewendet werden können. Beherzigenswerth in dieser Hinsicht ist auch die Anleitung zur Bereitung des gebratenen Fleisches, das leider aus den meisten Küchen so durchaus saft- und kraftlos servirt wird. Die englische Schule ist der Verfasserin jedenfalls ein gutes Vorbild dafür gewesen. An Küchenrecepten für die feinere Tafel fehlt es übrigens auch nicht, namentlich wird an Pasteten, Gallerten und süßen Speisen viel Neues geboten. [2517]

Wie gelebt, so entschwebt.

Cäsar gab bekanntlich auf die Frage, welcher Tod der angenehmste, die Antwort: der unerwartete. Er hatte Recht; Sterben ist ein gewaltsamer Act; zum Sterben ist Kraft nöthig, die Jugend stirbt deshalb noch leichter, als das Alter. „Und setzet man nicht das Leben ein, wird nimmer das Leben gewonnen sein," so denkt und ruft begeistert mit ihrem Schiller die Jugend, wogegen das Alter bedächtig dem Tode ausweicht, ihn abzuwehren, zu bekämpfen sucht. Und doch entfliehet dem Tode nur, wer ihn verachtet, den Furchtsamen verfolgt er am meisten. Freilich, er ereilt nicht Jeden auf gleiche Weise. Dennoch meinten die Römer: ut vivis, ita ibis, wie gelebt, so entschwebt, und schon Tacitus bestrebt sich, aus den Todesarten vieler römischen Kaiser die Wahrheit dieses Sprichworts zu beweisen. So starb der aalglatte, galante Octavian nach Jenem mit einem Complimente an seine Frau: Livia conjugii nostri memor vive et vale! (Livia, bleibe unseres Bundes eingedenk und lebe wohl!) Vespasian, der nach Sueton oft äußerte, ein Kaiser müsse stehend den Tod erwarten, starb mit einem Scherze, indem er, auf einem Stuhle sitzend, auf seine Apotheose anspielend, sagte: ut puto, Deus fio (wie ich glaube, werde ich jetzt ein Gott). Der strenge Galba bei seiner Ermordung starb mit einem Richterspruche: Tödte mich, wenn Du glaubst, daß es zum Nutzen des römischen Volkes. Septimius Severus mit einer Aufforderung: Seit zur Hand, falls mir noch Etwas anzuordnen erübrigt! Der nach Erkenntniß strebende Goethe ruft: „Mehr Licht"; Lord Byron, der begeisterte Dichter der griechischen Freiheitskämpfe: „Muth und Vorwärts". Wie er gelebt, so entschwebte namentlich August III., König von Polen, während der Tafelfreuden vom Schlage gerührt, und ähnlich sein sybaritischer Minister Graf Brühl. Er ließ, sein Ende fühlend, den köstlichsten Ungarwein kommen und hauchte, indem er die Gesundheit seiner Freunde trank, seine Seele aus. Heinrich Julius, Herzog zu Braunschweig, gleichfalls ein großer Freund der Tafelfreuden, starb (1613), weil er, bereits mit dem Fieber behaftet, zu viel Melonen gegessen und Wasser getrunken hatte. La Mettrie, der Arzt und Freund Friedrich's des Großen, weil er sich an einer Trüffelpastete übernommen hatte. Ebenso endete auch Graf Lamberg, Bischof zu Passau, an seinem Lieblingsgerichte: Sauerkraut mit Speck und Würsten.

Auch das Uebermaß der Freude ist sehr oft die Ursache eines plötzlichen Todes gewesen. So erzählt man vom Papste Leo X., dem großen Mediceer und Kunst-Mäcen, daß er aus Freude wegen des Sieges der Kaiserlichen über die Franzosen gestorben sei. Veranlassung zu einer ähnlichen Todesart war auch der große Leibnitz. Er hinterließ 16,000 Thaler seinem Schwestersohn, dem

*) Anmerkung der Redaction. Wir können hier unmöglich uns der Frage enthalten: Wann werden unsere hochverehrten Mitarbeiter Ludovica und George Hesekiel dem das Beste versprechenden Anfang ihres „Speise und Trank" Fortsetzung und Ende folgen lassen? Ueberhaupt denken wir nicht so düster, wie der Verfasser (vielmehr die Verfasserin) obigen Aufsatzes. Es sind während der letzten Jahre auch hierin bedeutende Fortschritte gemacht worden. Die „Cuisine de tous les pays" von Urbain Dubois, „la Cuisine" von Gouffé u. s. w. werden selbst dem Freunde einer culinarisch „höheren Richtung" Nutzen und Vergnügen gewähren. Zudem ist man in neuester Zeit auf den klugen Einfall gekommen, den großen modernen Grundsatz von der Theilung der Arbeit auch auf diesem Felde anzuwenden. So ist kurz vor Weihnachten die erste Lieferung eines Werkes erschienen, das Ausgezeichnetes leistet, wenn die versprochenen folgenden vier oder fünf Hefte von gleichem Werthe sein werden. „Waidmanns-Küche oder Bereitung der verschiedensten Wildarten, in eigener langjähriger Erfahrung erprobt ꝛc. von L. v. P." (Köln und Neuß, L. Schwann'sche Verlagshandlung.

Pastor Löffler zu Probsthayda, der die Geldsäcke nach Hause holte. Bei ihrem Anblicke rührte seine Frau vor Freuden der Schlag. Vor Lachen sind Viele gestorben. Es existirt sogar von einem gewissen B. Textor ein besonderes, 1759 zu Basel erschienenes Verzeichniß von namhaften Männern, die so geendet. Der lustige Fröhlich, Hofnarr und Kammerherr August's des Starken, dessen Devise lautete: „Semper fröhlich, nunquam traurig", und dessen 60 Unzen wiegender silberner Kammerherrenschlüssel ihm zugleich zum Zechpocal diente, starb in Warschau lachenden Todes. Ungleich häufiger ist der Tod aus der entgegengesetzten Ursache, vor Gram und Aerger. Und doch haben ihn selbst wahrhaft große Männer nicht verwinden können. So der berühmte Cardinal und Minister Karl's V., Ximenes, nicht. Er konnte sich nicht hinwegsetzen über die kalte und herzlose Art, wie der Kaiser ihn entließ. Seine Verdienste, so ließ dieser ihn bedeuten, seien so groß, daß nur Gott im Himmel sie belohnen könne; er erlaube ihm daher, seine Tage in Ruhe in seinem Bisthum Toledo zu beschließen! Aus Aerger starb ebenso der berühmte Historiker Thurmayr, genannt Aventinus, der unter der Regierung Herzog Albrecht's V. von Baiern lebte. Man hatte ihn 1534 zu Ingolstadt als Ketzer, der die Fastengebote übertreten und in seiner Schwachheit Fleisch gegessen, eingekerkert. Uebermäßiger Aerger war gleichfalls die Ursache des Todes vom Fürsten Kaunitz-Rietberg, dem bekannten österreichischen Staatskanzler und „europäischen Kutscher". Er erfuhr, daß seine Rivalen Cobenzl und Spielmann seine Namensunterschriften nachmachen ließen, und nahm sich das so zu Herzen, daß er nicht mehr aß, alle Arznei verschmähte und sich förmlich zu Tode hungerte. Von dem zweiten Fürsten zu Solms-Lich, Karl, erzählt man, daß er sich in seine Mediatisirung nicht habe finden gekonnt und aus Gram darüber (1807) gestorben sei. Jedenfalls eine triftigere Todesursache, als die des Dr. Plathner, Professors an der Universität zu Leipzig, bekannt durch seine „Anthropologie" und seine „Aphorismen". Er starb (1818) aus Schwermuth oder Aerger, weil ihm die neu gestiftete sächsische Hofehre, der Civil-Verdienstorden, entgangen war. Als ernsteres Beispiel zählen wir noch den Tod des Autors der „Unpartheiischen Letzten Historie", Gottfried Arnold, auf, der die allerdings seltsame Art, in welcher Friedrich Wilhelm I. von Preußen seine Armee recrutirte, nicht verschmerzen konnte. Er war Prediger in Perleberg und theilte gerade das Abendmahl aus, als die Werber des Königs in die Kirche drangen und die jungen Burschen ohne Weiteres wegschleppten. Die Alteration über diese Störung der gottesdienstlichen Handlung und Mißachtung seines Amtes und Berufes tödtete Arnold. Schön ist immer der Tod im Beruf, wie ihn Geistliche am Altar und auf der Kanzel, Redner auf der Tribüne, Richter in foro erlitten haben, wie ihn z. B. auch Friedrich's II. Cabinetsrath Stelter erfuhr, der während des Vortrags beim Könige vom Schlage getroffen niederfiel, in demselben Jahre, in welchem auch der König starb. Auch den Tod des Oberstlieutenants Wiedenmann in Dresden, der die von dem Franzosen Longelure modellirte Statue August's II. in der Dresdner Neustadt goß, könnte man dahin rechnen. Er verschied, getödtet von den Dämpfen des bei der Vergoldung gebrauchten Quecksilbers. Mit vollem Bewußtsein, ruhig, selbst freudig sterben, ist ein Glück, so nur wenigen Sterblichen zu Theil wird. So starb Kaiser Leopold I. von Oesterreich unter den sanften Tönen der Musik, die er, sein Ende fühlend, sich vorspielen ließ. Von dem berühmten mecklenburgischen Geschichtschreiber Frank erzählt man, daß er bei der Todesnachricht eines seiner Bekannten ganz ruhig geäußert habe, er selbst werde am folgenden Tage sterben, und daß solches buchstäblich eingetroffen. „Er las am 21. July 1756 in seiner mecklenburgischen Geschichte, griff sich plötzlich in den Nacken und sank mit dem Worte: „Ey" um. Er hatte sich immer einen plötzlichen Tod gewünscht." Schön war auch das Ende des Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt. Er starb (1768) im Theater, in demselben Momente, als ein zum Tode abgehender Schauspieler die Worte sprach: „Gott sei meiner armen Seele gnädig." [2731]

Damenlatein.

Brüderchen soll Latein lernen und kann es nicht begreifen, Schwesterchen tröstet Brüderchen und lernt zum Troste mit ihm. Die Abendschüssel dampft schon auf dem Tische, und Fritzchen ist noch immer beim Anfang der Genusregel, während das kluge, mitleidige Lieschen längst die Ausnahme herplappert wie ein kleines Mühlrad. O, was für Familienthränen und -Scenen, was für sympathetische weibliche Mitangst von Haus zu Haus schließt in sich eine Sextaneraufgabe! Ein Sonnenblick — das Abendbrod, doch dann wieder Regen, und zwar aus zufallenden Augen. Gute Nacht! Die Grammatik unter das Kopfkissen, damit die Gelehrsamkeit hübsch durchziehe; Mütterchen wird Morgens früh das auch von ihr schon halbgewußte Pensum ihrem hartköpfigen Studiosus abfragen; dann ein Kuß als Segen, und dann, dann wird's herrlich gehen.

So entsteht unser Damenlatein. Schwester- und Muttersorge sind die Lehrerinnen. Einst gab es freilich eine Zeit, wo Königinnen gründliche classische Studien machten, wie die jungfräuliche Elisabeth von England. Vielleicht ist es altenglische Tradition, wenn eine zukünftige Königin aus dem Lande der Elisabeth besser, als ihr Bruder, den sie daheim gelassen, oder als irgend eine ihrer dereinstigen Unterthanen in Deutschland Latein gelernt hat und auch bei der Erziehung ihrer Kinder darauf hält. Scheint doch diese Sprache, die einst das Leben der Gebildeten beherrschte, mehr und mehr abzusterben auch in der gelehrten Männerwelt. Was heißt: oleum et operam perdidi? fragte eine Dame einen Herrn. Das heißt: ich habe wieder eine neue Oper fertig, antwortete der Herr, ein Componist.

Und doch behält die todte Sprache eine merkwürdige Lebenskraft. Alle Augenblicke bringt sie Verlegenheiten Dem, der sie nicht versteht; in die gewöhnliche Unterhaltung, ja selbst in Werke, die für die elegante Welt bestimmt sind, verirren sich nicht selten ihre Phrasen und Redensarten, zur Verzweiflung der unlateinischen Schönen, die bei ihren indeß großgewordnen Herren Söhnen und Herren Brüdern kaum mehr Hilfe finden. Es muß ein eigner Reiz in altrömischen Citaten liegen, sonst würden unsere neuen Classiker nicht die alten Pfauen- und Truthahnfedern spreizen. Alles hat seine Grenzen, est modus in rebus! Damit aber unsere schönen Leserinnen über diesen Rebus hinauskommen, wollen wir ihnen für den Hausgebrauch einige der gewöhnlichsten lateinischen Redensarten erklären. Es folgt ein kleines Lexikon.

ab hoc et ab hac — von dem und von der, wenn man in einer Gesellschaft ins Blaue hineinschwatzt und ohne Unterschied auf männliche und weibliche Personen loszieht.

ab ovo — vom Ei, d. h. von Anfang und vom Anfange des Anfangs an, wie es in weitausholenden Erzählungen zu geschehen pflegt; ab ovo usque ad mala — vom Ei bis zu den Aepfeln (bei der römischen Mahlzeit vom Entrée, bestehend in Eiern, bis zum Nachtisch, den Früchten), d. h. vom Anfang bis zum letzten Ende, das man kaum finden kann.

ad hominem — auf menschliche Fassungskraft eingerichtet. Man demonstrirt ad h., wenn man sich Jemand in körniger (klobiger) Weise klar zu machen sucht; argumenta ad hominem, auf menschliche Fassungskraft berechnete Beweise, können sogar in Thätlichkeiten ausarten.

adhuc sub judice lis est — eine Sache ist noch unentschieden, z. B. die Mode des nächsten Jahres.

ad libitum — nach Belieben, wenn man so viel nehmen darf, als man Lust hat.

ad loca — auf die Plätze! eine Aufforderung.

ad notam — was man sich merken möge.

ad majorem dei gloriam — zu höherer Ehre Gottes, meistens zum Schein, wenn von sehr menschlichen Dingen die Rede.

ad patres — zu den Vätern; er versammelt sich ad p., d. h., er stirbt.

ad rem — zur Sache, nach längeren Umschweifen; meistens Aufforderung.

ad unguem — auf den Nagel; d. h. geschniegelt und gebügelt.

ad usum delphini — zum Gebrauch des französischen Kronprinzen oder Dauphin eingerichtet, nämlich Ausgaben der Classiker, in 64 Quartbänden, auf Befehl Ludwig's XIV. mit vielen Auslassungen, des Anstands halber.

aere perenniens — dauernder, als Erz, wird gesagt, wenn man von seinen poetischen Werken redet.

aes triplex — ein Corset.

alea jacta est — der Würfel ist gefallen (Worte Cäsar's beim Beginne des Bürgerkriegs), kann bei jedem Würfelspiel gebraucht werden.

aliquando bonus dormitat Homerus — bisweilen nickt selbst der brave Homer ein; wenn man einen kleinen Fehler macht.

anguis in herbis — Schlange im Grase oder unter Blumen, versteckte Gefahr, besonders die von der Schönheit droht.

Annibal ante portas — Hannibal vor den Thoren, nämlich Roms, nach dem Vorbilde der Römerinnen zu brauchen, wenn man seine Kinder schrecken will.

apparent rari nautes in gurgite vasto — wenige Personen im ganzen großen Saal zu sehen; wenn es im Theater oder bei Concerten sehr leer ist.

a priori — ohne Weiteres, wenn man Etwas weiß, ohne es gesehen zu haben oder beweisen zu können, was leider zu oft der Fall ist.

a posteriori — hinterher; wenn man Etwas weiß, nachdem man Etwas gesehen oder gelernt hat — viel sicherer, als das Vorige.

ars longa, vita brevis — die Kunst ist lang, das Leben kurz; d. h., beginnt man irgend eine Kunst, welche es auch immer sei, zu verstehen, so geht es mit ihrer Uebung oder mit dem Leben selbst zu Ende.

audaces fortuna juvat — der Dreiste hat Glück und wenn er auch ein Gimpel wäre. [2719]

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Rebus Seite 20.

„Wer oft gehofft, lernt fürchten."

Auflösung des Räthsels Seite 20.

„Aufziehen."

Räthsel.

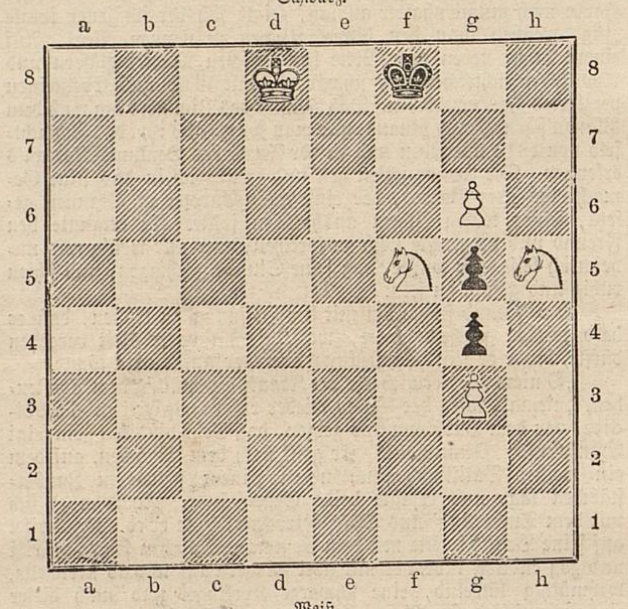
Dich an schönen Sommertagen
Hör' ich seufzend danach fragen.
Doch als Theil von uns ist's immer
Ohne Schmerzen zu entbehren.
Werfen wir's von uns denn immer —
Schrecklich wär's nur, wenn wir's wären. [2735]

Schach-Aufgabe. Nr. I.

Von E. B. Cook †.

Die Kreuzritter.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt in vier Zügen matt.

Correspondenz.

F. A. W. Denjenigen Abonnentinnen, welche die Weste Abbildung Nr. 64 auf Seite 353 des Bazar 1870 nacharbeiten wollen und in der Patentstickerei noch ungeübt sind, geben wir hier noch folgendes Nähere über das Zu- und Abnehmen auf der Achsel an. Das Abnehmen findet, wie in der betreffenden Beschreibung gesagt ist (siehe die zwölfte Zeile vom Beginn der Beschreibung an), auf der Außen- und auf der Rückseite der Arbeit statt. Man hat dazu auf der rechten Seite der Arbeit an der Seite, welche an die Achsel trifft, am Beginn der Tour die 5. M. nebst dem davor liegenden Umschlagfaden so abzuheben, als wolle man dieselbe rechts abstricken, die 6. und 7. M. mit dem dazwischen liegenden Umschlagfaden werden rechts zusammengestrickt, dann die 5. M. nebst dem davor liegenden Umschlagfaden übergezogen. Am Ende derselben Tour strickt man die 6. M. vom Ende aus gezählt, nebst den beiden vorhergehenden M. und der 2 Umschlagfäden, nach vorherigem Umschlagen zusammen rechts ab. Die nächste Tour wird im Patent links, ohne Unterbrechung des Dessins gearbeitet, hierauf die Arbeit gewendet. Die nächste Tour wird im Patent links abgestrickt, doch hat man die 6., 7. und 8. M., nebst den beiden Umschlagfäden zusammen links abzustricken. Am Ende derselben Tour strickt man die 7. und 6. M. nebst dem vor der 7. M. befindlichen Umschlagfaden vom Ende aus gezählt links zusammen ab, legt den Arbeitsfaden so, daß derselbe vor der eben gearbeiteten M. liegt, hebt die 5. M. nebst dem davor liegenden Umschlagfaden so ab, als wollte man dieselben rechts abstricken, und zieht sie über die zuvor abgestrickte M. Die nächste Tour wird in bekannter Weise ohne Unterbrechung des Dessins gearbeitet.

X. M. J. Eisleben. Legen Sie für diesen Tag die Trauer ab und wählen Sie ein Kleid von weißem Seidenstoff oder Mull.

Abonnentin in **C.** Man durchsticht die Contouren des gewählten Dessins mit einer feinen Nadel, legt es dem Stoffe auf und betupft es längs den Contouren mit einem kleinen, mit Puder gefüllten Beutel. Dann nimmt man das Papier von dem Stoffe fort und zieht auf letzterem die Linien des Dessins mit einem feinen Pinsel nach, den man in eine Mischung von Bleiweiß und Gummi-arabicum (in Wasser aufgelöst) taucht.

H. P. in **D.** Derartige, mit Haaren überdeckte Crépés sind seit langer Zeit im Gebrauch. Sie erhalten solche schon für den Preis von 1 Thaler bei dem Coiffeur A. Rosenfeld, Berlin, Spandauer Straße 29.

Zwei sehnsüchtig Harrende. Vielleicht arrangiren Sie die Robe in der Weise wie das Kleid, Abbildung Nr. 70 auf Seite 338 des Bazar 1870. Statt der dort angegebenen Bluse können Sie auch eine Schoßtaille, z. B. die Taille Abbildung Nr. 33 auf Seite 335 des Bazar 1870 wählen. — Wenn alle die von uns angegebenen Mittel Nichts gefruchtet haben, sind wir mit unserer Weisheit am Ende.

L. L. R. in **U.** Ja!

M. F. in **R.** Wir bedauern, nicht Ihre vollständige Adresse zur directen Antwort erhalten zu haben. Nun in der Correspondenz käme unser Rath doch zu spät.

Ch. B. in **Wien.** Wir brachten Dessins zu Teppichen mit den Abbildungen Nr. 26 und 29 auf dem zu Seite 235 bis 242 des Bazar 1870 gehörigen Tapisseriesupplement, sowie mit den Abbildungen Nr. 12 und 13 auf der zu Seite 363 bis 370 des Bazar 1870 gehörigen Extrabeilage. Wünschen Sie den Teppich mit einer Bordüre einzurauken, so finden Sie solche mit Abbildung Nr. 10 auf dem zu Seite 235 bis 242 des Bazar 1870 gehörigen Tapisseriesupplemente, sowie mit den Abbildungen Nr. 8 und 9 auf der zu Seite 363 bis 370 des Bazar 1870 gehörigen Extrabeilage. Selbstverständlich müssen die Farben der Bordüre mit denen des Pleins übereinstimmen. Eine Bettdecke nächstens.

H. Th. in **H.** Richten Sie die vorderen Rocktheile und die Seitentheile nach dem zum Promenadenanzuge, Abbildung Nr. 37 auf Seite 335 des Bazar 1870 gehörigen Rockschnitt her. Statt der einen hinteren Rockbahn haben Sie jedoch zwei Rockbahnen zuzuschneiden, so lang, als Sie die Schleppe wünschen. Selbstverständlich müssen die Seitentheile ebenfalls nach Erforderniß verlängert werden.

Eine langjährige Abonnentin in **Kurland.** Sollten Sie in der That die Kragen und Manschetten mit Weißstickerei auf Seite 222 des Bazar 1870, außerdem die Dessins Nr. 7, 8, 13 und 14 auf der Rückseite der zu Seite 363 bis 370 gehörigen Extrabeilage übersehen haben? Die gewünschten Buchstaben vielleicht später.

K. v. S. Besten Dank für Ihre gütige Mittheilung; wir werden dieselbe bei passender Gelegenheit im Bazar veröffentlichen.

Eine deutsche Insulanerin, Seerose. Wir empfehlen Ihnen das Dessin Nr. 10 auf der Rückseite der zu Seite 363 bis 370 gehörigen Extrabeilage des Bazars 1870, welches sich leicht in Applicationsstickerei ausführen läßt.

S. K. aus **D.** Vielleicht wählen Sie das Dessin Nr. 13 auf der Vorderseite der zu Seite Nr. 363 bis 370 gehörigen Extrabeilage des Bazar 1870.

V. K. Die erwähnten Jäckchen brachten wir mit Abbildungen Nr. 28 und 29 auf Seite 286 und 287 des Bazar 1870.

Alpenrose und **Edelweiß** in **Freiburg.** Eine Taschentuchecke finden Sie unter Abbildung Nr. 69 auf Seite 27, Eckbordüre in point-lace-Stickerei und Filetguipüre unter den Abbildungen Nr. 69 und 70 auf Seite 94, 51 und 52 auf Seite 110, und 13 und 14 auf Seite 284 des Bazar 1870. Brautcoiffüren nächstens.

Abonnentin in **Westphalen.** Schleierarrangements fanden Sie bereits mit den Abbildungen Nr. 31 und 32 auf Seite 4 d. Jahrg. Man stellt die Schleier aus glattem oder gemustertem Seidentüll her.

Vergißmeinnicht Nr. 5. Auch für Sie käme unser Rath wohl viel zu spät, wenn wir überhaupt in diesem Falle Rath wüßten. Material, Form und Größe des Rahmens richten sich stets nach dem Bilde.

A. v. E. in **T.** Kragen in point-lace-Stickerei zeigen die Abbildungen Nr. 5 und 6 auf Seite 90 des Bazar 1870, auch werden Sie solche in einer der nächsten Nummer finden.

A. M. in **M.** Es ist nicht mehr gebräuchlich, den ganzen Vornamen in Taschentücher zu sticken. Man wählt meistens die Anfangsbuchstaben des Vor- und Familiennamens, und empfehlen wir Ihnen hierfür das mit Abbildung Nr. 69 auf Seite 7 und das mit Abbildung Nr. 12 auf Seite 22 dieses Jahrg. gegebene Alphabet nebst Vignetten.

Eine langjährige Abonnentin in **Oldenburg.** Nächstens.

Rosa Jo . . k. Ein Kleid mit hoher Taille für Mädchen von 6—8 Jahren finden Sie unter Abbildung Nr. 6 auf Seite 188 des Bazar 1870.

Blonde Grille aus **Freiburg.** Den Taschentuchbehälter erhalten Sie in der Tapisseriewaaren-Handlung von König, Berlin, Jägerstraße, für den Preis von 4 Thaler 25 Sgr.

N. N. Giessen. Um echte Goldgegenstände von unechten zu unterscheiden, betupft man dieselben mit einer concentrirten Auflösung von Kupferchlorid (aus der Apotheke); sind sie echt, so bleiben sie blank, unechte dagegen zeigen hierbei einen schwarzen Fleck. Bei Gegenständen, von denen vermuthet wird, daß sie nur einen Goldüberzug besitzen, muß die Oberfläche an der zu prüfenden Stelle zuerst abgekratzt werden. — Silbergegenstände auf ihre Echtheit zu prüfen, betupft man dieselben mit einer Auflösung von Höllenstein; Silber bleibt blank, unechte Legirungen schwärzen sich dabei.

A. Z. am **Rhein.** Das breiartige, frisch bereitete Calciumsulfhydrat wird messerrückendick auf die behaarte Hautstelle aufgetragen, bleibt dort 15—20 Minuten liegen und wird dann mit einem nassen Schwamm entfernt.

A. S. Die Pflege der Fingernägel besteht wesentlich in Folgendem: tägliche, mehrmalige Reinigung mit Seifenwasser, Nagelbürste, Saumstreicher und Randsäuberer; gleichmäßiges Beschneiden der Nägel, so daß die Ränder nicht eckig oder gar die Ecken vertieft ausgeschnitten werden; zeitweises — nicht tägliches — Poliren der Nägel mit feinpulverisirter Zimmasche (aus der Apotheke), mittelst eines mit Leder überzogenen Polirholzes. Durch das Poliren oder Schaben wird die Nagelsubstanz durchsichtig und erscheint der Nagel dadurch rosig. Das Schaben darf indeß nicht übertrieben werden, weil sonst der Nagel schwächlich, weich und unförmlich wird. Spröde, brüchige Nägel reibt man von Zeit zu Zeit mit etwas Oel ein.

L. M. in **F.** Verschiedene Wasch- und Bleichmittel, die wir anwendeten, vermochten nicht das auf der eingesendeten Zeugprobe von roher Seide aufgedruckte Muster zu entfernen; der Zeugdrucker hat den Stoff total verdorben, es bleibt Nichts übrig, als denselben auffärben zu lassen.

K. S. in **W.** Goldgegenstände, welche durch Berührung mit Quecksilber weiß geworden sind, legt man am einfachsten in die warme Ofenröhre; nach einigen Stunden, je nachdem auch erst nach einigen zwei Tagen, ist das Quecksilber durch Verdampfung aus dem Gold verschwunden. Bei Ringen u. dergl. mit Haareinschlüssen, die keine hohe Wärme vertragen, genügt ein längeres Liegenlassen bei einer Temperatur von 50—60° Celsius.

Fr. B. und **Fr. T.** Gegen gelbe Flecke im Gesicht gibt es ebenso wenig als gegen Sommersprossen ein in allen Fällen wirksames Mittel. Mitunter weichen die Flecke dem Betupfen mit Scheidewasser. Natürlich muß dabei sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden, da das Scheidewasser eine sehr ätzende Flüssigkeit ist.

P. J. Die starke Transpiration der Hände ist meistens ein Zeichen innerer Störungen des Körpers, und dürfen zarte, empfindliche Personen nur sehr vorsichtig in dem Bekämpfen dieses Uebels durch äußerliche Mittel zu Werke gehen. Ein wenig Alaun oder Essig in dem — nicht zu kalten — Waschwasser gelöst, lindert zeitweise das Uebel. Bei sonst gesundem Körper hilft Waschen mit einer sehr verdünnten Lösung von Gerbsäure (Tannin) oder der Gebrauch von Tanninseife.

Fr. **C.** in **Cz.** Sorgfältige Zahnpflege und täglicher Gebrauch eines Mundwassers aus übermangansaurem Kali wird dem Weiterlockern der Zähne eine Grenze setzen.

Frl. **Anna** in **F.** (Schlesien). Lassen Sie sich in der Apotheke eine Pomade ohne Wachs und zwar aus Cacaoöl, oder Rindsmark und feinstem Provenceöl, leicht parfümirt, bereiten. Einfacher und billiger ist der Gebrauch eines wenig parfümirten, frischen, d. h. nicht ranzigen Provenceöles.

Paul. Ein reizendes, kostbares und doch praktisches Geschenk, wie Sie es wünschen, ist das kleine Prachtwerk: „Illustrirter Notizkalender für das Jahr 1871". Er ist im Verlage von R. Wagner in Berlin erschienen, aber durch jede Buchhandlung zu beziehen. Preis: ungefähr 3 Thaler. Die schönen und sinnigen Farbenillustrationen sind von Julius von Buddenbrock.

Abonnentin in **Augsburg.** Das Recept zur Anfertigung der „Tubes-Anti-Astmatique" von Levasseur in Paris ist in Hager's Pharmaceutischer Centralhalle, Jahrgang 1864, Seite 67, veröffentlicht, und kann Ihnen jeder Apotheker nach jener Vorschrift das Mittel anfertigen.

Felicitas in **Th.** bei **L.** Härten Sie Ihre Gesichtshaut durch tägliches Waschen mit Kornbranntwein ab. — Das Haarbleichwasser ist ein verdünnter Wasserstoffsuperoxyd, sein Gebrauch völlig unschädlich. In Wien erhalten Sie dasselbe wahrscheinlich in der Apotheke von A. Moll.

Tuchlauben.

L. S. in **K.** Um weiße Tuchläppchen in verschiedenen Nüancen in Anilinfarben zu färben, verfährt man folgendermaßen: Man bereitet ein Färbebad aus reinem Wasser, versetzt mit so viel Schwefelsäure (etwa 30 Tropfen auf ein Quart Wasser), daß das Bad leicht sauer schmeckt, erhitzt das Bad bis nahe zum Kochen, tröpfelt ein wenig von der Auflösung des Anilinfarbstoffes unter Umrühren in das Bad, so daß dieses schwach gefärbt erscheint, und bringt dann die Lappen hinein. Man bewegt letztere nun tüchtig hin und her, damit sie gleichmäßig angefärbt werden. Hebt sie heraus, gibt wieder Farblösung in das Bad, rührt um, bringt die Lappen wieder hinein, erhält das Bad unter Umrühren einige Minuten lang im Kochen und gibt in ganz gleicher Weise noch Farbe so lange hinzu, bis die Tuchlappen den gewünschten Ton angenommen haben. Dann werden sie herausgenommen und gehörig gewaschen, zuerst in etwas sauer gemachtem warmem Wasser, dann in weichem kalten Wasser.

G. v. B. R. Sind die Stockflecke in den Damastgedecken klein, ihre Zahl gering, so genügt ein Betupfen derselben mit Eau de Javelle, andernfalls weicht man das Gedeck in die mit etwa dem Doppelten ihres Gewichts Wasser verdünnte Bleichflüssigkeit ein, beobachtet aber in beiden Fällen sorgfältig den Punkt, bei dem die Flecke verschwunden sind, weil sonst die Wäsche selbst angegriffen werden könnte. Danach spült man gut in Wasser, dem man zuerst etwas Antichlor zusetzen kann, aus. Beide Präparate sind in jeder Apotheke zu haben.

Verlag der Bazar-Expedition [redacted] in Berlin, 20 Unter den Linden. Redacteur: Karl August Heigel in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.